



17 / Februar 12

# Behinderung & Pastoral

Internes Forum zum Austausch von Erfahrungen und Informationen für hauptamtlich und ehrenamtlich Engagierte und Interessierte der Behindertenarbeit in Deutschland

**Themenschwerpunkt: Behinderung und Freizeit**







Ohne Freizeit wäre alles nichts. Nichts ist schöner als das Gefühl, die Arbeit hinter sich lassen zu können. Doch wie fühlt sich Freizeit an, wenn man behinderungsbedingt keine Arbeit hat, und wie fühlt sich Freizeit an, wenn man entweder nicht das Geld oder andererseits nicht die Freunde hat, mit denen man sie erleben möchte? Nicht, dass jetzt hier ein Bild von Menschen mit Behinderung als erwerbs- und beziehungslos gezeichnet werden soll, aber wie wichtig Entstigmatisierung gerade im Freizeitbereich ist, darauf weist Reinhard Markowetz eindringlich hin: „Die Bewältigung der Heterogenität, die Verwirklichung von Gerechtigkeit und Lebenschancen durch Freizeitassistenz ist dabei das Ziel und der Weg einer modernen Pädagogik und Didaktik der Freizeit und das Anliegen einer auf Inklusion gerichteten Behindertenhilfe und Sozialen Arbeit im Lebensbereich Freizeit“ (17).

Wo solche inklusive Freizeit bereits gelingt, erzählen die Autorinnen und Autoren von Ohrenkuss und nicht minder Julian König und Jörg Duda. Wie viele Steine auf dem Weg hin zur Inklusion im Fernsehen und teilweise noch auf Reisen bestehen, davon wissen Bernd Schneider und Rüdiger Leidner zu berichten. Komfort für alle – das hätten sinnesbehinderte Fernsehzuschauer gerne – man wundert sich, was hier an Barrierefreiheit im Zeitalter des voll technisierten Wohnzimmers noch auf der Strecke ist.

So hochsensibel das Thema Freizeit im Leben eines Menschen mit oder ohne Behinderung sein kann und es immer dann auch ist, wenn sich Schwierigkeiten ergeben, so hochsensibel ist das Thema Sexualität. Ungeschützt ist kein Mensch als in seinem sexuellen Empfinden und Erleben – geschützt werden müssen Menschen vor Übergriffen auf ihre Sexualität und damit Identität. Der CBP e.V. hat sich der Aufgabe gestellt, Leitlinien für den Umgang mit und der Prävention von sexueller Gewalt in der Behindertenhilfe und Psychiatrie vorzulegen.

Hochpolitisch bleibt die Frage nach dem Stand der Umsetzung der UN-Konvention in Kirche und Gesellschaft. Hierzu finden Sie ein Interview mit Ursula von der Leyen, unter dem Titel „Kirche als Akteur für Inklusion“ einen Veranstaltungshinweis für den Kongress „Wissenschaft trifft Praxis: Behinderung – Theologie – Kirche“, einen Bericht von der Rolling-Tour in Speyer sowie die Predigt zum Abschluss der Rolling Tour von Weihbischof Otto Georgens. Schließlich wird unter dem provokanten Titel „Küssen verboten und Stolpern erlaubt?“ eine neue Ausstellung, die die UN-Konvention bekannt machen will, beworben.

In einem „Tag wie jedem anderen“ spürt Barbara Seehase dem Grundauftrag der Seelsorge nach. Gut, wenn es im Leben von Menschen jeden Tag freie, unverplante, selbstbestimmte Zeit gibt, gut, wenn Menschen Gelegenheit haben, Zeit mit anderen zu teilen und den Spaß zu haben, den sie brauchen, um sich lebendig zu wissen, denn „um trostlos leben zu können, ist die Welt zu schlecht“ (Odo Marquardt).

Ich wünsche Ihnen eine gute Zeit. Frei oder gefüllt? Hauptsache erfüllt! Und in allem den Trost, den Gott uns schenkt, auch dann, wenn wir selbst unser Leben zeitweise als unerfüllt erleben.

Ihre

*Simone Bell-D'Avi*

Dr. Simone Bell-D'Avi

Leiterin der Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

## INHALT 17/ Februar 12

### Editorial

01 *Simone Bell-D'Avis*

### Themenschwerpunkt: Behinderung und Freizeit

03 **Freizeit im Leben von Menschen mit geistiger Behinderung**

*Reinhard Markowetz*

18 **Wenn man frei hat und wenn man faul ist**

*„Ohrenkuss“-Autoren beschreiben, was sie in der Freizeit machen*

23 **Den Gegner spüren**

*Julian König*

24 **Der steinige Weg zum barrierefreien Fernsehen**

*Bernd Schneider*

29 **Komfort für alle**

*Rüdiger Leidner*

32 **Pfadfinden mit und ohne Behinderung ist „nix Besonderes“**

*Jörg Duda*

37 **„Die tun nix, die wollen nur Urlaub machen“**

*Thomas Teuchner und Elisabeth Wislsperger*

39 **Vielfältige Kunst**

*Gaby Hotz*

### Aus Kirche und Gesellschaft

40 **Sexuelle Gewalt in der Behindertenhilfe und Psychiatrie**

*Thorsten Hinz*

42 **„Der Aktionsplan soll vor allem ein Umdenken in Gang bringen“**

*Interview: Judit Nothdurft*

44 **Kirche als Akteur für Inklusion**

*Nina Marie Bust-Bartels*

### Aus den Diözesen und den Gremien der Arbeitsstelle

45 **Ein Tag wie jeder andere – Lebensbegleitung als Grundauftrag der Seelsorge**

*Barbara Seehase*

48 **Zwei Spürnasen auf der Suche nach Stolpersteinen –  
„Rolling-Tour“ durch die Pfalz warb für Barrierefreiheit**

51 **Gott will keinen von der Teilhabe ausschließen**

*Otto Georgens*

53 **„Kein Mensch ist perfekt“**

*Jochen Straub*

53 **„Ich bin dann mal da!“ – engagiert für das Leben**

*Jochen Straub*

54 **Küssen verboten und Stolpern erlaubt?**

*Andreas Gesing*

55 **Der Münchner Liebfrauentempel lässt sich ertasten**

*Angelika Sterr*

57 **Buchtipps**

63 **Termine**

64 **Interview**

# THEMENSCHWERPUNKT: BEHINDERUNG UND FREIZEIT

## Freizeit im Leben von Menschen mit geistiger Behinderung

Die Liste mit Forderungen für mehr Integration und Partizipation ist lang

Reinhard Markowetz\*

### 1. Freizeit – einleitende Zusammenhänge und Problem- skizze

In unserer von Umbruchserfahrungen gezeichneten spät-modernen Gesellschaft hat die Bedeutung der Freizeit stark zugenommen. Auf der Suche nach Ordnung und der verlorenen Sicherheit in Zeiten einer Weltrisikogesellschaft ist der Lebensbereich Freizeit nicht mehr wegzudenken. Bei der Beantwortung der Frage, wie wir zukünftig arbeiten werden, spüren wir das Verpuffen des Mythos Arbeit und diskutieren Freizeit immer mehr als Ersatz von Arbeit (vgl. Prah 2002, 35ff). Die Erosion der Arbeitszeit wird rapide das Budget an täglich frei verfügbarer Zeit erhöhen. Bei einem Lebenszeitbudget von durchschnittlich 660.000 Stunden (100%) macht der Anteil an „freier Zeit“ etwa 350.000 Stunden (53%) aus, 220.000 Stunden (33%) verschlafen wir, für die Ausbildung benötigen wir 30.000 Stunden (5%) und für den Beruf wenden wir 60.000 Stunden (9%) auf (vgl. Zellmann 2002, 113ff). Experten gehen davon aus, dass es schon bald zwischen Arbeitszeit und Freizeit keine Grenzen mehr geben wird.

Dieses Zeitalter stellt die Zukunft von Arbeit und Demokratie (vgl. Beck 1999) auf die Probe, wird alte und neue Probleme aufwerfen und noch nicht abschätzbare biopsychosoziale Folgen (vgl. WHO 2002) für Mensch und Gesellschaft haben. Freizeit wird Stress, Abhängigkeiten, Vereinsamung, Langeweile, Rückzug in das Private, Medienhörigkeit oder den völligen Kontrollverlust über das eigene Leben mit erheblichen Gefährdungen für Gesundheit und Identität bringen und auch neue Formen sozialer Ungleichheiten sowie Vorurteile und gesellschaftliche Randgruppen produzieren (vgl. Markowetz 2007j). Freizeiterziehung, Freizeitbildung, Freizeitpädagogik, Pädagogik der Freizeit, Pädagogik der freien Zeit oder „Pädagogik der freien Lebenszeit“ (vgl. Opaschowski 1996) als eine interdisziplinäre Spektrums-wissenschaft hat solche sozialen Probleme und gesellschaftlichen Risiken auf dem Weg zu einer inklusiven Gesellschaft und der damit verbundenen Bewältigung von Heterogenität in den Blick zu nehmen, wenn sie einer Lebensgesellschaft Zukunft und Sinn für das Zusammenleben und Zusammenhandeln der Menschen geben und Chancengleichheit wie Chancengerechtigkeit im Umgang mit Gleichheit und Differenz befördern will (vgl. Markowetz 2006a, c; 2007a, d).

### 2. Begriffs- und Gegenstandsgeschichte der Freizeit

Wer sich pragmatisch an einer Definition von Freizeit versucht, denkt an angenehme Dinge des täglichen Lebens, denen man sich erst nach der Schule, der Arbeit und nach privaten wie beruflichen Verpflichtungen unbeschwert und affektiv gelockert hingibt. Naiv gedacht wäre Freizeit als individuell verhaltensbeliebige Lebenszeit und subjektiv bedeutsame Sphäre zu definieren, die frei von Auflagen, Zwängen und Verpflichtungen ist (Freiraum-Theorem). Das Klischee „Freizeit ist Freiheit“ ist nur die halbe Wahrheit. Freizeit hat viele Gesichter und zeigt sich auf einem Kontinuum zwischen zwei Polen, von denen der eine mit positiven (entformalisierte Freizeittätigkeiten) und der andere mit negativen Assoziationen zur Freizeit (formalisierte Freizeittätigkeiten) gekennzeichnet ist. Anlässe, Gelegenheiten, Orte genauso wie familiäre Kontakte und soziale Abhängigkeiten und letztlich das Geld beeinflussen die Freiheits- und Unabhängigkeitsgrade der Freizeit wesentlich. Freizeit löst auch psychische Konflikte aus, sorgt für soziale Spannungen und verändert Gesellschaft. Zum Charakter der Freizeit gehört immer beides: „Privates und Öffentliches, Zweckfreies und Nützlich, Lebenswertes und Lebensproblematisches“ (Opaschowski 1994, 933).

Opaschowski (1990, 13) beschreibt vier Phasen der Freizeitentwicklung in unserem Jahrhundert: Nach dem Krieg und bis in die 50er Jahre hinein galt die Freizeit fast ausschließlich der Erholung von getaner und noch zu erledigender Arbeit. Die 60er und 70er Jahre waren die Zeit des großen Konsumgenusses, der in der Freizeit in ganz besonderem Maße ausgelebt werden konnte und vorrangig im Geldausgeben und sozialer Selbstdarstellung seine Befriedigung fand. In den 80er Jahren galt das Interesse der Bevölkerung nicht mehr so sehr der Bewältigung des Wohlstandskonsums, sondern verlagerte sich auf die Bedürfnisse des gemeinsamen Erlebens und der Entwicklung eines eigenen Lebensstils. In dieser dritten Phase stand die Erlebnissteigerung im Mittelpunkt. Diese hektische, erlebnis- und aktionsorientierte Freizeitphase wurde von den eher museorientierten 90er Jahren abgelöst. Sie sind von dem Bedürfnis nach Ruhe und innerer Muse und, damit einhergehend, der Gefahr eines Selbstbestimmungsbooms geprägt. Die gegenwärtige

tige und in die unmittelbare Zukunft weisende Phase der Freizeitentwicklung charakterisiert Freizeit immer stärker als Gegenmodell für ein Leben ohne Arbeit.

Opaschowski (1990, 85-86) schlägt einen positiven Freizeitbegriff vor, der Freizeit nicht mehr in Abhängigkeit zur Arbeit versteht, sondern als „freie Zeit, die durch freie Wahlmöglichkeiten, bewusste Eigenentscheidung und soziales Handeln charakterisiert ist“. Sein Freizeitverständnis zielt darauf ab, „die Spaltung der menschlichen Existenz in Arbeit und Freizeit tendenziell aufzuheben und zu einem ganzheitlichen Lebenskonzept zurückzufinden“ (Opaschowski 1994, 943). Statt von Arbeit und von Freizeit spricht Opaschowski (1990, 86) von „Lebenszeit, die durch mehr oder minder große Dispositionsfreiheit und Entscheidungskompetenz charakterisiert ist. Je nach vorhandenem Grad an freier Verfügbarkeit über Zeit und entsprechender Wahl-, Entscheidungs- und Handlungsfreiheit lässt sich die gesamte Lebenszeit als Einheit von drei Zeitabschnitten kennzeichnen:

- der frei verfügbaren, einteilbaren und selbstbestimmbaren Dispositionszeit (= ‚Freie Zeit‘ – Hauptkennzeichen: Selbstbestimmung);
- der verpflichtenden, bindenden und verbindlichen Obligationszeit (= ‚Gebundene Zeit‘ – Hauptkennzeichen: Zweckbestimmung);
- der festgelegten, fremdbestimmten und abhängigen Determinationszeit (= ‚Abhängige Zeit‘ – Hauptkennzeichen: Fremdbestimmung).“

Der Freizeitbegriff wird damit einerseits zu einem formelhaft verkürzten Modell der Bestimmung, flexiblen Erfassung und individuellen Kalibrierung von Lebenszeit. Andererseits wird rasch deutlich, dass nicht die bloße Addition der drei Zeitabschnitte allein Quantität wie Qualität der Lebenszeit definieren kann. Determinations-, Obligationszeit und Dispositionszeit unterliegen jede für sich allein wie in ihren Interdependenzen der Dynamik des Lebens als ein prozessuales Geschehen, das von einer Vielzahl von Wirkvariablen abhängig ist und von gesellschaftlichen Veränderungen mitbestimmt wird.

**Abb. 1: Freizeit = Determinationszeit + Obligationszeit + Dispositionszeit**

<i>Determinationszeit</i>	<i>Obligationszeit</i>	<i>Dispositionszeit</i>
<ul style="list-style-type: none"> <li>• fremdbestimmt</li> <li>• nicht freiwillig</li> <li>• Bsp.: Arbeit, Krankheit,...</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• gebundene Zeit</li> <li>• benötigt für zweckbestimmte Tätigkeiten</li> <li>• Bsp.: Schlafen, Essen,...</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• freie Zeit</li> <li>• selbstbestimmbar</li> <li>• Bsp.: Urlaub, Vereinsarbeit, ...</li> </ul>
<b>Fremdbestimmung</b> ←————→ <b>Selbstbestimmung</b>		

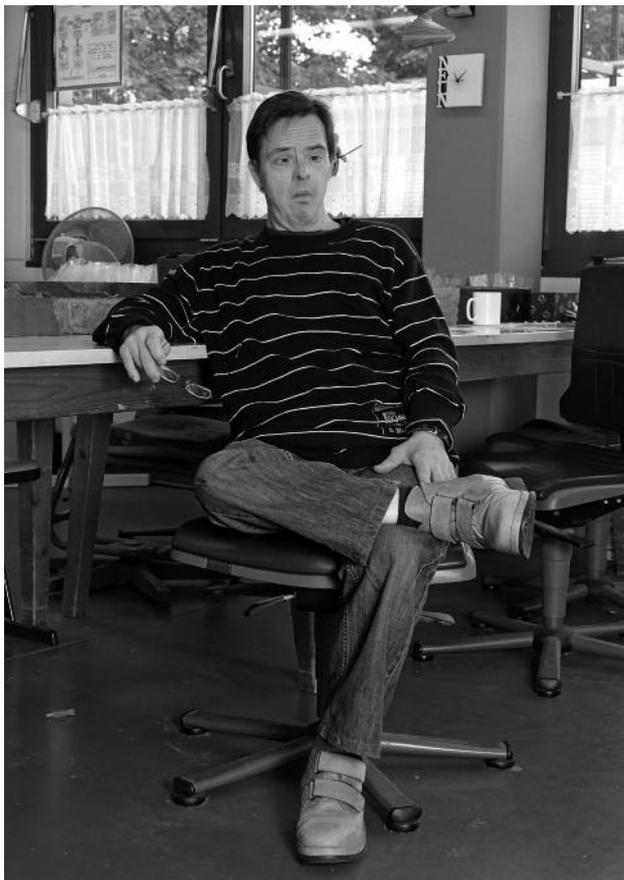
Opaschowski (1990, 86) geht davon aus, dass sein „positiver Freizeitbegriff ... grundsätzlich auf alle Bevölkerungsgruppen übertragbar“ ist. Insofern hat er vorbehaltlos auch Gültigkeit für die Gruppe der Menschen mit Behinderungen. An anderer Stelle (ebd. 2001, 187) betont

er, dass der Anspruch auf Freizeiterleben und Freizeitbildung als Bildung durch Freizeit grundsätzlich keinen Unterschied zwischen behinderten und nicht behinderten Menschen macht. Für die Sonderpädagogik greift Theunissen (2000) sein Modell auf und erweitert es mit Blick auf Menschen mit geistiger bzw. schwermehrfacher Behinderung zu einem Modell der Lebenszeit, das von den „6 Zeiten“ (Arbeitszeit, Verpflichtungszeit, Bildungszeit, freie Dispositionszeit, Ruhe- und Schlafenszeit, Versorgungszeit) ausgeht. Opaschowski (1990, 92-95) benennt insgesamt acht Freizeitbedürfnisse, von denen die ersten vier Bedürfnisse (Rekreation, Kompensation, Edukation, Kontemplation) individuelle Zielfunktionen und die letzten vier Bedürfnisse (Kommunikation, Integration, Partizipation, Enkulturation) gesellschaftliche Zielfunktion erfüllen. Ein Blick auf die Befriedigung dieser acht Bedürfnisse vor dem Hintergrund einer Behinderung belegt ganz offensichtlich die Existenz zahlreicher Einschränkungen und Benachteiligungen für Menschen mit Behinderungen (vgl. Markowetz 2000a, d; 2006b; 2007b, c, g; 2008c). Es ist deshalb zu fragen, ob eine Behinderung die Gestaltung von Freizeit behindert, welchen Einfluss eine Behinderung auf ein erfülltes Freizeiterleben haben kann und welche Zusammenhänge es zwischen einer Behinderung und Freizeit überhaupt gibt.

### 3. Freizeit und Behinderung

Freizeit als „Eigenzeit, Sozialzeit, Bildungszeit und Arbeitszeit“ (Opaschowski 1990, 17) ist nach dem Konzept der „Lebenszeit“ (ebd., 86) für Menschen mit Behinderungen ein genauso wichtiges Anliegen wie für nicht behinderte Menschen (vgl. Markowetz 2007b). Freizeit ist ein unverzichtbarer Bestandteil menschlichen Lebens, leistet einen wertvollen Beitrag zur Persönlichkeitsentwicklung und trägt nachhaltig zum Gelingen von Identität bei (vgl. Markowetz 2007g). Freizeit spielt bei der Lebensgestaltung und beim persönlichen Erleben und Ausleben des Alltags eine große Rolle, ist Ausdruck von Lebensqualität, sozialer Anerkennung und des Integriert-Seins, zugleich aber auch eine Art soziales Lackmuspapier, das Aussonderung farblich anzeigt. Wie kaum ein anderer gesellschaftlicher Bereich kumuliert und verzahnt der Freizeitbereich im Spiegel des Lebenszyklus (Kindheit, Jugend, Erwachsene, alte Menschen) aber auch höchst unterschiedliche und auf den ersten Blick miteinander nicht kompatible, allenfalls verwandte und sich oft wechselseitig bedingende Bereiche. Zu nennen wären (ausführlich hierzu Markowetz 2002a; 2006c; 2007b, c, g):

- Familiäres und außerfamiliäres Freizeitverhalten (in- und aushäusiger Konsum, Unterhaltung, Kommunikation, Medien; barrierefreies, wohnortnahes und stadtteilintegriertes Freizeit(er)leben),
- Freizeit in Vereinen (z.B. Behinderten- und Integrations-sport, Körper und Gesundheit, Hobbys, kulturelle und soziale Aktivitäten, staatsbürgerliches Engagement),



Olaf Keller: Sein Hobby ist Familienserien schauen (Denver Clan).



Foto: Christof Becker

- Freizeit und Freizeiterziehung im (Schul-)Kindergarten und in der (Sonder-)Schule,
- Freizeitsituation in Wohnrichtungen und heilpädagogischen Heimen für Behinderte,
- Erwachsenenbildungsangebote für Menschen mit Behinderungen (Freizeitbildung) und
- Reisen, Urlaub und Tourismus für behinderte Menschen.

Unter bildungs-, sozial- und gesellschaftspolitischen wie integrationspädagogischen Gesichtspunkten betrachtet, rangiert das Anliegen der sozialen Rehabilitation und Integration behinderter Menschen im Lebensbereich Freizeit allerdings weit hinter dem der schulischen, beruflichen und medizinischen Rehabilitation sowie den damit verbundenen Möglichkeiten der Teilhabe an Gesellschaft. In der Vergangenheit zeichnete sich die Pädagogik für Menschen mit Behinderungen insbesondere vor dem Hintergrund von Integration und Inklusion durch eine erstaunliche Zurückhaltung gegenüber dem Forschungsfeld Freizeit und Behinderung aus.

Fundamental für die sozial- wie bildungspolitische Diskussion um mehr gesellschaftliche Teilhabe behinderter Menschen im Lebensbereich Freizeit ist die Tatsache, dass die Freizeitbedürfnisse und das Freizeitverhalten von behinderten und nicht behinderten Menschen nahezu identisch sind (vgl. Markowetz 2007g, 297). Da jeder Mensch entlang seiner Lernmöglichkeiten und

Entwicklungsausgangslagen Architekt und zugleich Akteur seiner Freizeitgestaltung ist, erweist sich das Freizeitverhalten als Ausdruck der Befriedigung von Freizeitbedürfnissen hinsichtlich Intensität, Quantität, Qualität und freier Verfügbarkeit von Zeit und entsprechender Wahl-, Entscheidungs- und Handlungsfreiheit jedoch durchaus universell verschieden und bisweilen in einem höchsten Maße individuell. Es gibt eine Vielzahl an förderlichen und hemmenden Bedingungen und Parametern, die Einfluss auf die Freizeittätigkeit eines Individuums als selbstbestimmt handelndes Subjekt haben. Das können sozioökonomische Bedingungen genauso sein wie familiäre, ökosystemische, gesellschafts- und bildungspolitische Gegebenheiten und Machtverhältnisse. Freizeit ist nicht per se ein Problem für Behinderte. Dennoch erleben Menschen mit Behinderungen ökonomische und soziale Benachteiligungen, die die Partizipation an individuellen und gesellschaftlichen Freizeitgestaltungsmöglichkeiten erschweren. Das Freizeitverhalten von Behinderten hängt von einer Vielzahl an Variablen (z.B. Lebensalter, Geschlecht, Regionalfaktor, Wohnfaktor, Familienverhältnisse, Einkommen, Vermögen, „soziales Netzwerk“, Zeitfaktor, Behinderungsfaktor, Sichtbarkeit der Behinderung, Qualität der materiellen und personellen Hilfen, Angebot, Schulzugehörigkeit) ab und vor allem davon, ob und in welchem Umfang diese Variablen vom Behinderten selbst bzw. von seiner Umwelt

günstig beeinflusst und verändert werden können. Einschränkungen der Kognition, Bewegung, der Mobilität und der Kommunikation wirken sich besonders auf das Freizeitverhalten behinderter Menschen aus. Sie können nur bis zu einem gewissen Maß kompensiert werden. Für Behinderte ist es deshalb mehr als notwendig, nicht ausschließlich nach technisch-apparativen (Barrierefreiheit), sondern nach sozialintegrativen Lösungen (Abbau der Barrieren im Kopf; Entstigmatisierung) zu suchen, damit sie in gleichem Umfang wie nicht behinderte Menschen auch ihren Freizeitbedürfnissen nachkommen können. Wir können also davon ausgehen, dass die Freizeitsituation als Lebenszeit für Menschen mit Behinderungen weder einheitlich positiv noch generell negativ eingeschätzt werden darf. Insofern ist Behinderung zwar keine zu vernachlässigende Größe, sie muss aber nicht automatisch zu einer unbefriedigenden, fremdbestimmten und von der Hilfe anderer abhängigen Freizeitsituation führen. Nicht behindert zu sein, ist nicht per se ein Garant für sinnerfüllte, selbstbestimmte und qualitativ in unserer Gesellschaft hoch bewertete Freizeit.

Die Frage, ob überhaupt und gegebenenfalls wie Menschen mit Behinderungen zukünftig arbeiten werden (vgl. Markowetz 2002a, b), lässt die Forderung nach einem erfüllten Freizeit(er)leben als Gegenmodell für ein Leben ohne Arbeit immer lauter werden. Die soziale Eingliederung, Realisierung von Lebenschancen und Entfaltung von Identität würde so immer weniger über Arbeit und Beruf, sondern vermehrt über Freizeit erfolgen. Damit gewinnt Freizeit für eine sinnstiftende und strukturgebende Gestaltung der persönlichen und sozialen Lebenspraxis erheblich an Bedeutung (vgl. Stadler 2004). Unabhängig von gesellschaftlichen Entwicklungen muss vor dem Hintergrund der gesetzlich verbrieften Gleichstellung und Gleichbehandlung dennoch behinderten Menschen unabhängig von Art und Schweregrad ihrer Behinderung das Recht auf berufliche Rehabilitation erhalten bleiben. Der Behindertenpädagoge Bleidick (1998, 155–157) kritisiert deshalb einerseits zu Recht die „einseitige Orientierung am Arbeitsethos“. Andererseits möchte er aus der Not, dass uns für Menschen mit Behinderung die Arbeit ausgeht, insofern eine Tugend machen, als „die Selbstverwirklichung des Menschen auch ohne gesellschaftlich nützliche und verwertbare Arbeit möglich und erstrebenswert ist: für Kinder, für Frührentner, für Pensionäre, für Ausländer, für Aussteiger, für Hausfrauen – und für Behinderte“. Solche Erwägungen, Sparzwänge

oder die Ratlosigkeit im Umgang mit gesellschaftlichen Rand- und Problemgruppen rechtfertigen keineswegs, Arbeit durch Freizeit vollständig zu ersetzen und abzufinden. Tatsache aber ist, dass wir entlang des 21. Jahrhunderts über mehr Freizeit als Arbeit verfügen werden (vgl. Zellmann 2002). Im postmodernen Leben wird deshalb Freizeit in all seinen Facetten, wie sie die folgende Abbildung aufzeigen soll, aber noch nachhaltig sozialintegrativ wirksam zu entfalten sind, für Menschen mit und ohne Behinderung eine zentrale Rolle spielen (vgl. Opaschowski 2004).

**Abb. 2: Selbstbestimmung und Teilhabe im Lebensbereich Freizeit bedingen sozialintegrativ wirksame Veränderungen in allen Facetten des Freizeiterlebens und Freizeitgestaltungsmöglichkeiten.**



Auf den Weg zu einer inklusiven Gesellschaft bedarf es folgerichtig einem deutlichen Mehr an Beachtung, Aufwertung sowie der Professionalisierung der Freizeit. Mit Blick auf das disperse Feld des integrationspädagogischen Arbeitens in den sehr unterschiedlichen Freizeitbereichen und Freizeiteinrichtungen wie auf das pädagogische Erleben in offene, nicht institutionalisierte Freizeitsituationen (vgl. Markowetz 2000a, e; 2007b) wird deshalb die flächendeckende Einführung von Freizeitassistenz als Schlüssel für sozialintegrativ wirksame Veränderungen gefordert (vgl. Markowetz 200x).

**4. Ausgewählte Studien zur Freizeitsituation von Menschen mit geistiger Behinderung**

In Anlehnung an Ebert (1999, 58–59) lassen sich folgende empirische Untersuchungen zur Freizeit von Menschen mit einer geistigen Behinderung, die seit 1971 durchgeführt wurden, tabellarisch zusammenstellen:

Abb. 3: Empirische Untersuchungen zur Freizeitsituation von Menschen mit geistiger Behinderung

Untersuchung (Forscherguppe/ Jahr)	Stichprobe	Population	Methode	Forschungsgegenstand
Ackermann/Eska (1971)	40	Werkstattmitarbeiter/-innen (18-21 Jahre)	Interview	Freizeitbudget Freizeitaktivitäten
Schmidt-Thimme (1971)	100	Werkstattmitarbeiter/-innen	Interview	Freizeitaktivitäten
Grzeskowiak (1977/1980)	300	Personal von Werkstätten für Behinderte (WfbM)	Fragebogen Interview	Freizeitangebot Freizeitaktivitäten
Thannhäuser (1976)	82	Mütter von Werkstattmitarbeiter/-innen	Interview	Freizeitaktivitäten Freizeitpartner Freizeitkompetenzräume
Zielniok/Klöckner (1977)	102	Expert/-innen von Rehabilitationseinrichtungen	Fragebogen	Freizeitangebote Freizeitbedürfnisse
Willand/Schwedes (1979)	41 (Sample)	Eltern von Kindern mit geistiger Behinderung	Fragebogen	Freizeitbudget Freizeitaktivitäten Entlastung
Schatz/Geneger/Stotz (1981)	91	Eltern von Werkstattmitarbeiter/-innen	Fragebogen	Freizeitaktivitäten Freizeitpartner Freizeitkompetenzräume
Sander-Beuermann (1985)	37	Eltern von Kindern mit geistiger Behinderung	Interview	Freizeitbudget Sportbezogene Freizeitaktivitäten
Wendeler (1992)	52 67 69 19	Erwachsene mit geistiger Behinderung Eltern Gruppenleiter/-innen Betreuer/-innen	Interview Interview Interview	Freizeitaktivitäten
Hofmann/Maurer/Rivera (1993)	17	Mitarbeiter/-innen in einer Werkstatt (WfbM)	Interview	Freizeitaktivitäten Freizeitpartner
Ebert/Ritter (1993)	70  311	Schüler/-innen der Schule zur individuellen Lebensbewältigung (Schule für geistig Behinderte) Schüler von Regel- und Berufsschulen	Fragebogen  Fragebogen	Freizeitaktivitäten Freizeitorte Freizeitpartner
Wedekind/Conradt/Muth (1994)	938	Mitarbeiter/-innen (Personal) von Wohneinrichtungen	Fragebogen/ Interview	Freizeitaktivitäten Freizeitkompetenzräume
Wacker/Wetzler/ Metzler/Hornung (1998)	1384 217	Wohneinrichtungen (Phase I) Wohneinrichtungen	Fragebogen Fragebogen	Freizeitangebote Freizeitpartner
	188	(Phase II) Bewohner/-innen (Phase III)	bogen Interview	Freizeitkompetenzräume
Ebert/Villinger (1999)	213	Werkstattmitarbeiter/-innen	Fragebogen	Freizeitaktivitäten Freizeitpartner Freizeitorte Präferenzen Kompetenzräume
Theunissen/Dieter/Neubauer/Niehoff (2000)	166  735	Für den Freizeitbereich der LEBENSHILFE verantwortliche, nichtbehinderte Personen (Haupt- und ehrenamtliche Helfer/-innen)  Nutzer von Freizeitangeboten der LEBENSHILFE	Fragebogen  Fragebogen	Entstehung der Freizeitbereiche Freizeitangebote und ihre Nutzung Finanzierung der Freizeitangebote Konzeption der Freizeitangebote Probleme, Veränderungsbedarf und -wünsche Zufriedenheit mit den Freizeitangeboten Hinweise auf Veränderungen und Verbesserungen

Diese Übersicht macht deutlich, dass bis heute nur sehr wenige wissenschaftliche Studien vorliegen, die sich mit der Freizeit im Leben geistig behinderter Menschen beschäftigen. Viele von ihnen haben sich zwar historisch überholt, belegen aber den Forschungsverlauf der letzten dreißig Jahre und machen transparent, dass das Thema noch immer ein Forschungsdesiderat innerhalb der

Geistigbehindertenpädagogik wie der Soziologie der Behinderten ist. Von Interesse dürften die Studien der 90er Jahre sein. An dieser Stelle sollen lediglich einige Ergebnisse und Erkenntnisse im Überblick vorgestellt werden, anhand derer die Freizeitsituation Geistigbehinderter nachgezeichnet werden kann. Im Vordergrund stehen dabei empirische Befunde, die Aussagen über behinderungsbedingte Nachteile zulassen und Hinweise auf notwendige insbesondere integrative Veränderungen geben.

In einer umfangreichen, bundesweiten Studie untersuchten Wacker/Wetzler/Metzler/Hornung (1996) die Qualität von Wohnangeboten für geistig Behinderte, geistig und körperlich Behinderte bzw. Mehrfachbehinderte mit geistiger Behinderung unter dem Aspekt einer selbstbestimmten Lebensführung im Allgemeinen und im Speziellen u.a. die Angebote in der Freizeitgestaltung der Bewohner/-innen sowie deren Mitwirkungsmöglichkeiten. Die Basiserhebung erfasste 1.384 Wohneinrichtungen mit insgesamt 80.395 Wohnplätzen (Phase I). Dann wurden 217 Einrichtungen als repräsentative Stichprobe gegenüber der Basiserhebung differenzierter nach strukturellen, personellen, organisatorischen und konzeptionellen Merkmalen befragt (Phase II) und schließlich 188 Interviews mit Bewohner/-innen und 38 Interviews mit professionellen Mitarbeiter/-innen aus 20 ausgewählten Einrichtungen bei gleichzeitigem Einsatz eines zusätzlichen Beobachterbogens, der von den Interviewern bearbeitet wurde, durchgeführt (Phase III). Zunächst bestätigt auch diese Untersuchung, dass das Arbeiten in einer Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) das zentrale tagesstrukturierende Angebot darstellt, aber darüber hinaus von 91,3% der befragten 1.383 Wohneinrichtungen regelmäßig eigene Freizeitaktivitäten angeboten werden. 53% davon gaben an, dass andere Einrichtungen des Trägers die Freizeitangebote organisieren und 87,7% unterstützen die Bewohner/-innen bei Freizeitaktivitäten außerhalb des Heimes, wobei 73,1% der Einrichtungen ihren Bewohner/-innen die Möglichkeit zur eigenen Freizeitgestaltung einräumen. Die folgende Zusammenstellung spiegelt das organisierte Freizeitangebot von insgesamt 1.369 Einrichtungen wider:

Abb. 4: Überblick über das organisierte Freizeitangebot in Wohneinrichtungen für Menschen mit geistiger Behinderung nach Wacker/Wetzler/Metzler/Hornung (1996)

Freizeitangebote in Einrichtungen (Basiserhebung: n = 1.369)	Mindestens einmal/Woche Angaben in %	Mindestens einmal/Monat Angaben in %	Seltener Angaben in %	Nie/wird nie angeboten Angaben in %
Geselliges Beisammensein	68,9	13,0	4,4	13,7
Sport, Bewegung	66,8	13,1	5,6	14,5
Gesellschaftsspiele	58,5	14,8	6,4	20,3
Gesprächsgruppen	47,4	20,9	6,3	25,4
Kunst/Werken	41,0	19,8	12,4	26,8
Gottesdienste	30,0	14,2	15,3	40,5
Theater-/Musikgruppen	19,9	13,9	22,3	43,9
Kurse oder Vorträge	11,8	8,2	21,5	58,5
Ausflüge/Reisen	8,9	42,5	43,4	5,2
Tanzveranstaltungen	7,7	22,4	32,7	37,2
Filmvorführungen	5,3	19,6	28,8	46,3
Selbsthilfegruppen	3,1	2,6	8,0	86,3
Feste	1,8	38,9	50,3	9,0

Bei der Befragung der Bewohner/-innen stellte sich heraus, dass lediglich 24 von 164 an solchen Gruppenfreizeitaktivitäten nicht teilnehmen, sondern die Freizeit weitgehend nach eigenen Vorstellungen gestalten. Interessanterweise sahen sich 88% der befragten Bewohner/-innen verpflichtet, an den angebotenen Freizeitaktivitäten teilzunehmen, während 92% der befragten Gruppenmitarbeiter/-innen die Teilnahmepflicht an Gruppenaktivitäten verneinten. Betrachtet man die Freizeitangebote in den untersuchten Einrichtungen, erweisen sich Sport und Bewegung als beliebte Gruppenaktivitäten, während das gesellige Beisammensein nur selten angenommen wird. An Wochenendaktivitäten außerhalb des Heimes wurden Ausflüge, Besuche bei Verwandten und Bekannten, Spaziergänge, der Kirchgang, Stadtbummel, Gaststättenbesuche und der Besuch von Sportveranstaltungen genannt. Demgegenüber werden Handarbeiten, Hausarbeiten, Fernsehen, Ausschlafen, Baden, Musik hören und Kaffee trinken als die beliebtesten häuslichen Aktivitäten genannt. Besonders aufschlussreich ist die Studie hinsichtlich der untersuchten Qualität der Wohnangebote und diesbezüglich insbesondere die Aussagen zum Wohlergehen der Bewohner/-innen.

So bleibt zunächst festzustellen, dass der Tagesablauf im Heim häufig vorgegeben ist: Für etwa 75% gibt es feste Aufstehzeiten, für 66,6% abendliche Heimkehrzeiten und 70% haben dazwischen feststehende Gruppentermine, die kaum noch Raum für eine freie Zeiteinteilung lassen (ebd., 198ff.). Immerhin noch etwa ein Viertel der Heimbewohner/-innen ist an feste Bade- und Duschzeiten gebunden und in 60 von 213 Einrichtungen gab es noch feste Zubettgehzeiten. Obwohl nur 7,9 % der Einrichtungen sich für eine Teilnahmepflicht an den tagesstrukturierenden Angeboten aussprachen, spiegeln die angeführten Aussagen die Meinung wider, dass ein großer Teil der geistig behinderten Heimbewohner nicht in der Lage ist, die eigene Freizeit selbstständig zu gestalten. In 16% der 204 Einrichtungen wird der Tagesablauf vom Personal und der Verwaltung allein festgelegt, in 45% waren die Bewohner/-innen an den Entscheidungen des Personals bzw. der Verwaltung beteiligt, in 26% hatten die Bewohner/-innen unter Beteiligung des Personals Mitspracherechte und in 12,7% der Einrichtungen entschieden die Bewohner/-innen grundsätzlich allein.

Weitere Hinweise auf die Lebenssituation in den Heimen ergaben sich bei der Untersuchung weiterer Kompetenzräume der Bewohner/-innen (soziale Kontakte nach außen, Einkauf von Kleidern, Ess- und Trinkverhalten, Umgang und Verwaltung von eigenem Geld). Hier einige der Ergebnisse:

- Von 172 Heimbewohner/-innen dürfen 64 entscheiden, wann und wie neue Kleider angeschafft werden,
- 57% der Befragten (n=167) ist der Konsum alkoholischer Getränke grundsätzlich untersagt,
- 54% der Befragten (n=167) dürfen auch während der Mahlzeiten keinen Alkohol trinken,

- 3,1% der Einrichtungen (n=191) überlassen die Entscheidung, Alkohol zu trinken und 9,4% der Einrichtungen (n=192) zu rauchen, den Bewohner/-innen,
- 79,3% der Heime (n=157) gewähren den Heimbewohner/-innen in irgendeiner Form Einfluss auf das Essen, wobei in 32,5% der Heime den einzelnen Wohngruppen eine Teil- oder Selbstversorgung ermöglicht wird, während 20,7% ein Einheitsessen anbieten,
- In 73,5% der Heime verfügen die Bewohner/-innen über ein sehr knapp bemessenes Bargeld; ein Drittel der 217 Einrichtungen verwaltet dieses Geld wegen Minderjährigkeit oder Geschäftsunfähigkeit,
- Jede/r siebte Bewohner/-in hat keinen Kontakt mehr zu seinen Angehörigen,
- 32,4% der Heimbewohner/-innen haben Freunde und Bekannte außerhalb des Heimes,
- 83,2% der Heimbewohner/-innen ist es prinzipiell gestattet, eine „Liebesbeziehung“ einzugehen, während 90% der befragten professionellen Helfer/-innen in den Heimen die Möglichkeit einer Liebesbeziehung sehen und 82,5% können sich vorstellen, dass sich die Liebespaare auch alleine treffen können.

Dennoch empfinden immerhin noch 43,6% der befragten Heimbewohner/-innen ihr Leben als schön und 47,1% als zufriedenstellend. 59,1% der Befragten sagen, dass sie viel Freude am Leben haben und 77% sind der Meinung, dass ihnen das Leben genügend Chancen bietet. Insgesamt bilanzieren die Autoren (ebd., 332 ff.), dass in jenen Wohneinrichtungen, die weniger Vorschriften und restriktive Regeln praktizieren, die insgesamt zufriedeneren Menschen mit geistigen Behinderungen leben.

Ebert/Villinger (1999) befragten 213 Mitarbeiter/-innen einer Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) zwischen 18 und 59 Jahren (Durchschnittsalter 32 Jahre; 51% Männer und 49% Frauen), von denen 71% in der Stadt und 29% auf dem Land wohnten, hinsichtlich ihrer Freizeitsituation und ihrer Zufriedenheit mit den vorhandenen Freizeitangeboten nach folgenden Variablen: Alter, Geschlecht, Wohnform und Grad der Behinderung. Von den 213 Befragten gaben 64% an, noch bei den „Eltern“, 27% in „Wohnheimen“, 4% in „Außenwohngruppen“ und 5% im „Betreuten Wohnen“ zu wohnen. Vor der Berufstätigkeit in der WfbM besuchten 49% der Befragten eine Schule für Geistigbehinderte (in Bayern: individuelle Lebensbewältigung), 22% eine Schule für Lernbehinderte (in Bayern: individuelle Lernförderung), 17% eine Schule für Körperbehinderte, 16% eine Regelschule und 5% eine Berufsschule. Nach Einschätzung des Forscherteams waren 39% eher leicht und 8% eher schwer geistig behindert. Die Befragung über die beliebtesten Freizeitaktivitäten bestätigen weitestgehend die Ergebnisse der bereits weiter oben angeführten Studien. Interessant ist allerdings die differenzierte Betrachtung der Aktivitäten unter der Woche bei einer durchschnittlich festgestellten Dispositionszeit von vier Stunden pro Tag und am

Wochenende bei durchschnittlich 11,5 Stunden disponibler Zeit. Die folgende Tabelle gibt darüber Aufschluss.

**Abb. 5: Freizeitaktivitäten in %, die unter der Woche und am Wochenende von geistigbehinderten Menschen oft bzw. immer ausgeübt werden (n=213)**

Freizeitaktivitäten	Unter der Woche (Angaben in %)	Am Wochenende (Angaben in %)
Musik hören	88,09	87,98
Fernsehen	84,76	90,00
Faulenzen	83,57	85,93
Lesen	45,67	46,38
Spazieren gehen	45,46	67,79
Sport	40,19	24,76
Spielen mit anderen	27,05	46,86
Freunde treffen	25,60	40,39
Basteln/Malen	22,96	32,52
Alleine Spielen	22,93	23,76
Kneipe	18,66	42,79
Musik machen	17,88	15,05
Kino	8,78	17,08
Kirche	6,79	38,46
Disco	5,80	19,71
Verwandte besuchen	-	36,22
Ausflüge	-	24,74

Es wird deutlich, dass die vier beliebtesten Freizeitaktivitäten am Wochenende eine genauso wichtige Rolle spielen wie unter der Woche, während der Kirchgang, das Spaziergehen, der Kino-, Kneipen- oder Discobesuch, Ausflüge und der Besuch von Verwandten sowie einige weitere kommunikativ-gesellige Treffen und Aktivitäten in durchaus gesamtgesellschaftlicher Tradition dem Wochenende vorbehalten bleiben. Insgesamt waren 9% mit der Freizeitgestaltung unter der Woche und 10% am Wochenende unzufrieden. Das Fehlen von Freizeitangeboten

unter der Woche beklagten 38% und am Wochenende 40%.

In diesem Kontext erweisen sich zur besseren Einordnung weitere Ergebnisse als interessant. Von den 213 Befragten gaben immerhin 96% an, ihre Freizeit immer oder oft zuhause zu verbringen, nur 87 von 210 Befragten können die öffentlichen Verkehrsmittel selbstständig nutzen und 11% suchen nur gemeinsam mit Eltern, Geschwistern oder Verwandten bestimmte Freizeitorte auf. Unter geschlechterspezifischem Aspekt konnte vergleichend festgestellt werden, dass das tägliche Freizeitbudget von behinderten Frauen durchschnittlich eine halbe Stunde kleiner ist, Frauen gegenüber Männern seltener öffentliche Verkehrsmittel alleine nutzen, häufiger ihre Freizeit zu Hause verbringen und sowohl unter der Woche als auch am Wochenende seltener ausgehen (vgl. Ebert 1999, 90).

Als Gründe für die Nichtrealisierung von Hobbys (vgl. ebd., 89) nannten 58%, dass niemand da ist, der mit ihnen das Hobby ausübt, 42%, dass es kein entsprechendes Angebot für Behinderte gibt, 26% Transportprobleme, 25% finanzielle Gründe, 14%, dass es keinen Verein gibt, der Behinderte aufnehmen würde, und noch 11%, dass die Eltern dagegen sind. Mit Blick auf das variable Lebensalter stellte sich heraus, dass die Gruppe der 26- bis 35-jährigen Menschen mit Behinderungen im Vergleich zu den jüngeren und älteren Befragten aktiver und geselliger ist. Sie treffen sich auch unter der Woche oft gemeinsam mit Freund/-innen aus der Werkstatt



Petra Asch: Ihre Hobbys sind basteln, malen, Musik hören (Die Flippers), stricken, häkeln, Perlenbilder und rechnen mit dem Rechenspiel.

Foto: Christof Becker

(peergroup), nehmen weniger an integrativen Maßnahmen teil, machen aber deutlich, dass sie sich mehr nichtbehinderte Urlaubspartner wünschen (62%). Für die über 35-Jährigen sind in der Regel die Mitbewohner/-innen im Wohnheim die bevorzugten Freizeitpartner/-innen, und sie fahren häufiger aber auch gerne mit der Wohnheimgruppe und der Werkstattgruppe in den Urlaub. Je jünger die Befragten waren, umso häufiger waren Eltern und Geschwister die gewünschten Urlaubs- und Freizeitpartner. Neben dem Alter haben auch Wohnort und Wohnform darauf Einfluss.

Das Forscherteam stellte fest, dass 88% der Personen, die noch bei den Eltern wohnen, auch mit ihnen bzw. mit den Geschwistern als Urlaubspartner/-innen (81%) in den Urlaub fahren, während das nur noch 9% derer tun, die im Wohnheim leben, nur 2% derer, die in einer Außenwohngruppe, und gerade 1% derer, die im Betreuten Wohnen leben. Umgekehrt fahren nur noch 6% der Bewohner/-innen von Wohnheimen mit den Eltern in Urlaub. Auch die Tatsache, dass Wohnheimbewohner häufiger Diskotheken im Urlaub besuchen wollen, während diejenigen, die noch bei den Eltern wohnen, Schwimmen als liebste Urlaubsgestaltung angeben, lassen Zusammenhänge zwischen Alter, Urlaubsinteressen und Unterbringungsform vermuten. Hinzukommt, dass 64% derer, die bei den Eltern leben, auf dem Land wohnen, während Wohnheime, Außenwohngruppe und Betreutes Wohnen überwiegend in der Stadt angesiedelt sind.

Bewohner von Außenwohngruppen (71%) und des Betreuten Wohnens (60%) fahren auch deutlich häufiger mit öffentlichen Verkehrsmitteln als Befragte, die in einem Wohnheim (53%) und bei den Eltern (33%) wohnen. Mit 28% nutzen Wohnheimbewohner/-innen, gegenüber 10% der noch in den Herkunftsfamilien Lebenden, deutlich mehr Freizeitangebote der offenen Behindertenarbeit. So wünschen sich die meisten Wohnheimbewohner/-innen, den Urlaub mit dem besten Freund oder der besten Freundin, als Wohnheimgruppenurlaub zu verbringen (79%). Insgesamt belegen einige weitere Daten, dass das Wohnen und Leben in der Stadt, zumindest mit Blick auf Freizeitaktivitäten wie „sich mit Freunden treffen, ins Kino, in die Kneipe oder in eine Diskothek gehen“, sowohl unter der Woche als auch am Wochenende gegenüber dem Leben auf dem Land (82% geben an, unter der Woche nie ins Kino und 81% nie in eine Kneipe zu gehen; dafür wird häufiger ferngesehen) vielseitiger und ereignisreicher zu sein scheint (vgl. ebd., 93).

Natürlich spielen für die Nutzung solcher Angebote auch der Grad der Behinderung und die Schullaufbahn eine Rolle. So eruierten die Untersucher, dass 72% derer, die selbstständig öffentliche Verkehrsmittel nutzen, leicht geistigbehindert sind, infolgedessen auch häufiger lesen, Sport treiben, sich mit Freunden treffen etc. und auch den „festen Freund“ bzw. die „beste Freundin“ als Freizeit- und Urlaubspartner/-in bevorzugen. Während für die „mittelgradig“ eingeschätzten geistig behinderten Menschen

(u.a. auch die Gruppe der Menschen mit Down-Syndrom) durchaus noch ähnliche Interessen und Freizeitvorlieben festzustellen sind, wird bereits hier deutlich, was sich mit zunehmendem Schweregrad der Behinderung noch verstärkt: Es fehlt nicht nur an geeigneten Angeboten, sondern besonders an der Begleitung der auf fremde Hilfe angewiesenen Personen.

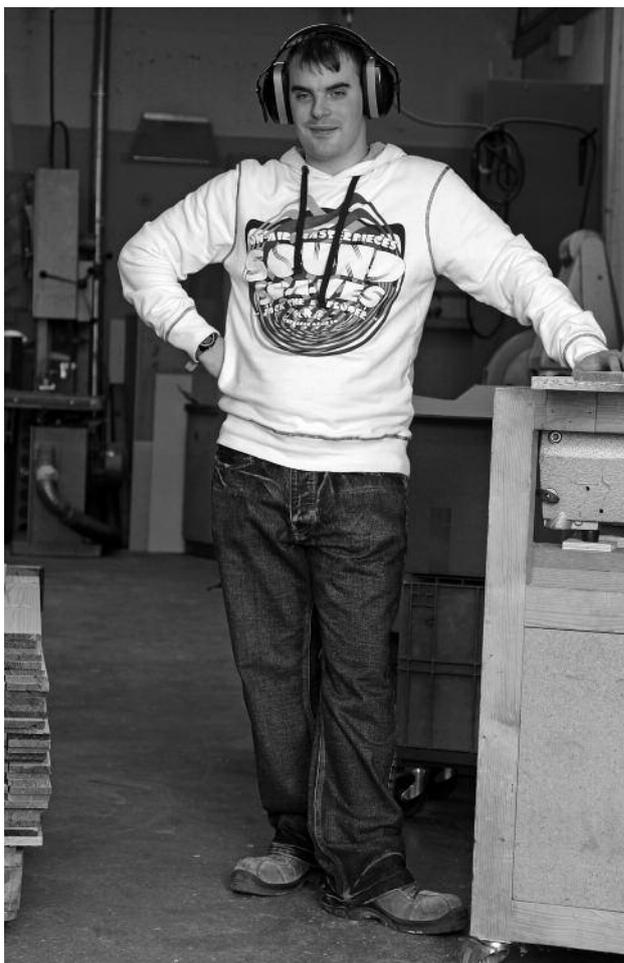
So verwundert nicht, wenn Ebert (1999, 93) folgenden Zusammenhang feststellt: „Je schwerer die Behinderung eingeschätzt wurde, desto häufiger waren Eltern und Geschwister Wunschurlaubspartnerinnen und -partner“. Folgerichtig widmeten Ebert/Villinger der Frage, wer im Freizeitbereich die Partner/-innen für Menschen mit geistiger Behinderung sind, größte Aufmerksamkeit. Sie untersuchten die Realität der bzw. die Wünsche nach Freizeitpartner/-innen von geistigbehinderten Menschen a) im Freizeitalltag und b) im Urlaub. In der folgenden Abbildung sind die Ergebnisse zusammengestellt.

Abb. 6: Freizeit- und Urlaubspartner/-innen für geistig behinderte Menschen (n=213) zwischen Wunsch und Realität nach Ebert/Villinger (1999)

Freizeitpartner/-innen	Realität				Wunsch			
	Mit wem verbringen Sie Ihre Freizeit?							
	Nie bzw. selten		Öfter bzw. immer		Nie bzw. selten		Öfter bzw. immer	
Mögliche Freizeitpartner/-innen	Nennungen	%	Nennungen	%	Nennungen	%	Nennungen	%
• Wohnheimbewohner	10	14,49	59	85,51	20	33,90	39	66,10
• Wohnheimbetreuer	10	15,87	53	84,13	20	35,71	36	64,29
• Eltern	52	28,11	133	71,89	43	24,86	130	75,14
• Alleine	72	38,50	115	61,50	97	54,80	80	45,20
• Freund/-in (Partner/-in)	62	51,24	59	48,76	9	7,50	111	92,50
• Geschwister	97	54,49	81	45,51	48	27,91	124	72,09
• Andere behinderte Freunde	61	64,89	33	35,11	42	43,30	55	56,70
• Nichtbehinderte Freunde	81	66,94	40	33,06	36	27,91	93	72,09
• Freunde aus der WfBM	149	80,11	37	19,89	78	42,62	105	57,38
• Verwandte	148	81,77	33	18,23	81	47,65	89	52,35
Urlaubspartner/-innen	Realität				Wunsch			
	Mit wem fahren Sie in Urlaub?							
	Nie bzw. selten		Öfter bzw. immer		Nie bzw. selten		Öfter bzw. immer	
Mögliche Urlaubspartner/-innen	Nennungen	%	Nennungen	%	Nennungen	%	Nennungen	%
• Werkstattgruppe	150		72,12		125		60,68	
• Eltern	96		46,15		114		55,34	
• Werkstatt (Sommer)	68		32,69		83		40,29	
• Wohnheimgruppe	54		25,96		50		24,63	
• Geschwister	42		20,19		90		43,90	
• Integrative Angebote	40		19,23		85		41,26	
• Nichtbehinderte Freunde	27		12,98		94		45,63	
• Behinderte Freunde	25		12,02		81		39,32	
• Nichtintegrative Angebote	24		11,54		41		19,90	
• Freund/-in bzw. Partner/-in	21		10,24		93		46,04	
• Andere Verwandte	19		9,13		54		26,34	

Die tabellarische Übersicht kann schnell interpretiert werden. Zwischen Wunsch und Realität existiert kaum Übereinstimmung. Es wird deutlich, dass geistig behinderte Menschen ihre Freizeit weniger allein, sondern geselliger verbringen wollen. So würden sie gerne viel öfter Freund/-innen aus der Werkstatt treffen, als es ihnen tatsächlich möglich ist (Wunsch: 57% versus Realität: 20%). Noch deutlicher ausgeprägt ist der Wunsch, die Freizeit mit seinem Partner bzw. seiner Partnerin zu verbringen, der sich

aber kaum hinreichend realisieren lässt (Wunsch: 93% versus Realität: 49%) Auch können sie sowohl ihre behinderten (Wunsch: 57% versus Realität: 35%) als auch nichtbehinderten Freund/-innen (Wunsch: 72% versus Realität: 33%), die sie nicht aus der Werkstatt kennen, nicht so häufig sehen und treffen, wie sie sich das wünschen. Dem Wunsch nach nichtbehinderten Urlaubspartner/-innen (Wunsch: 46% versus Realität: 13%) und nach integrativen Angeboten (Wunsch: 41% versus Realität: 19%) von geistig behinderten Menschen kann ebenso nur unzureichend entsprochen werden.



Ingo Wanderer: Seine Hobbys sind Kino, Basketball, Fahrrad fahren, schwimmen und Harry Potter.



Foto: Christof Becker

die Unterordnung individueller Bedürfnisse und Wünsche unter institutionelle und organisatorische Belange, die tradierten geschlechterspezifischen Rollenerwartungen und elterliche, aber auch institutionelle Überbehütung „behindert“!

Angeregt durch die nicht repräsentative Pilotstudie aus den Jahren 1996/97 von Ebert/Villinger (1999), befragten Theunissen/Dieter/Neubauer/Niehoff (2000) im Auftrag des Bundesvorstandes der Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e.V. 1.998 Anbieter und Nutzer zur Situation geistig behinderter Menschen in

Genauso wenig ist es möglich, mit dem festen Freund/der besten Freundin in Urlaub zu fahren oder die Jahresfreizeit mit behinderten Freund/-innen zu verbringen, die nicht in der Werkstatt arbeiten. Es verwundert nicht, dass nach der analytischen Betrachtung aller Daten und hier skizzierten Ergebnisse Ebert/Villinger zu einer insgesamt negativen Bewertung der Freizeitsituation geistig behinderter Menschen kommen und sich in ihrer These einer „behinderten Freizeit“ (Ebert 1999, 106; Ebert/Villinger 1999, 272) bestätigt sehen. Die Freizeit wird vor allem durch mangelnde Mobilität, die nur geringen Möglichkeiten zur Partizipation für die Betroffenen,

ihrer Freizeit. Dazu führten sie bundesweit eine differenzierte, duale Umfrage in allen der Bundesvereinigung bekannten Freizeitclubs (n=200) und allen Orts- und Kreisvereinigungen der Lebenshilfe (n=550) durch. Von den für die Freizeitarbeit verantwortlichen nichtbehinderten Personen (haupt- und nebenamtliche Helfer/-innen) konnten 166 zurückgesandte Bögen ausgewertet werden. Über diese Personen und über die insgesamt 540 Heim- und Werkstatträte der Werkstätten für Behinderte in Trägerschaft der Lebenshilfe wurde ein Rücklauf von 735 Fragebögen von behinderten Einzelpersonen (Nutzer/Kunden; davon 53% männlich und 47% weiblich) erzielt.

Die Ergebnisse der Befragung der „Freizeit-Verantwortlichen“ (Leiter/-innen eines eigenständigen in der Lebenshilfe organisierten Freizeitbereichs oder leitende Mitarbeiter/-innen innerhalb der Lebenshilfe) erhellte zunächst die Tatsache, dass 72% der Freizeitbereiche erst

innen) wie Basteln/Werken (58%), Kochen/Backen, Tanz, Musik und bildnerisches Gestalten (41%) finden wöchentlich bzw. 14-tägig zielgruppen-, aber nicht altersbezogen (diese Angebote werden von 15- bis 29-Jährigen genauso wie von 30- bis 49-Jährigen wahrge-



Ralf Thiel: Seine Hobbys sind Autobücher sammeln, lesen, mit Herrn Lehmann (Hund) spazieren gehen, und er interessiert sich für Wellensittiche.  
Foto: Christof Becker

nach 1995 entstanden sind und eine deutliche Zunahme in den neuen Bundesländern, aber auch in Baden-Württemberg und Bayern erst in den letzten drei Jahren zu verzeichnen ist. Schwerpunktmäßig bezogen sich die Fragen auf die Angebote und deren Nutzung in folgenden vier Angebotsbereichen: 1. Kurse/Bildung/Kreative Angebote in überwiegend festen Gruppen, 2. Sport in festen Gruppen, 3. Offene Angebote/Clubs und 4. Reisen/Urlaub. Die einzelnen Angebote dieser Freizeitbereiche werden mischfinanziert (Eigenanteil des Trägers, Spenden, Krankenkasse, Zuschüsse aus Landesjugendplänen oder von Kommunen, Pflegekasse), doch in den meisten Fällen über die Teilnehmerbeiträge getragen.

Viele der von hauptamtlichen Personen geleiteten Bildungsangebote in festen Gruppen (bis zu 12 Nutzer/-

nommen!) als „exklusive“ Lebenshilfeveranstaltungen, d.h. öffentliche Einrichtungen und nichtbehinderte Teilnehmer/-innen kaum einbeziehend, statt. Eine signifikant untergeordnete Rolle spielen dabei Angebote, die sich auf „Kulturtechniken (20 bis 27%) und autonome Lebensführung (10 bis 20%), Selbstbestimmung, Selbstdarstellung, Selbstdurchsetzung sowie auf Sexualität, Freundschaft oder Partnerschaft beziehen (Empowerment-Ansatz)“ (ebd., 363). Sportliche Aktivitäten in festen Gruppen wie Schwimmen (60%), Kegeln (52%) und Gymnastik (43%) werden wöchentlich von hauptamtlichen Personen unter Mitwirkung von ehrenamtlichen Helfer/-innen bzw. Honorarkräften in Gruppen von 7 bis 12 Personen angeboten.

Während beim Schwimmen auch schwer geistigbehinderte Personen teilnehmen, werden die weiteren

Sportangebote überwiegend von leicht oder mittelgradig Geistigbehinderten wahrgenommen. Auch hier fehlen altersspezifische Angebote, wobei das Kegeln häufig von den älteren Menschen mit einer geistigen Behinderung als Sport betrieben wird und darüber hinaus noch am stärksten einen integrativen Charakter aufweist. Bei den Offenen Angeboten bzw. Clubs sind auch bei schwerer behinderten Menschen Feste (66%), Disco (60%) und Stadtbummel in eher größeren Gruppen beliebter als offene Gesprächsabende, die seltener (23%) in Gruppen mit 7 bis 12 Personen unter hauptamtlicher Leitung stattfinden. Solche Angebote erweisen sich grundsätzlich dadurch integrativer, als dass auch Nichtbehinderte (oft zählen hier wohl auch schon die nichtbehinderten ehrenamtlichen Helfer/-innen dazu) teilnehmen und/oder öffentliche Einrichtungen genutzt werden. Doch auch diese Angebote erfahren keine angemessene Differenzierung nach dem Alter.

Innerhalb des Angebotsbereiches Reisen/Urlaub haben die Tagesfahrten (71%), aber auch andere Fahrten und gelegentliche Reisen (40%) eine große Bedeutung. Solche Unternehmungen finden häufig in Großgruppen breiter Altersstreuung mit oft über 20 Teilnehmer/-innen statt, von denen die schwerbehinderten Menschen einen hohen Anteil ausmachen und entsprechend mehr Helfer/-innen eingesetzt werden müssen als in den anderen drei Angebotsbereichen. Insgesamt interpretieren die Autoren ihre Ergebnisse dahingehend, dass „die Angebote, die in Freizeiteinrichtungen angeboten werden, eher von Menschen mit leichter bzw. mittlerer Behinderung wahrgenommen werden. Menschen, die einen stärkeren Assistenzbedarf haben, bleiben von den Freizeitangeboten weitgehend ausgeschlossen. Das betrifft auch die nichtbehinderten Menschen.“ (ebd., 365).

Darüber hinaus eruierte die Forschergruppe, dass der Freizeitbereich nach Ansicht der befragten „Freizeit-Verantwortlichen“ von Leiter/-innen (80%), leitenden Mitarbeiter/-innen (69%) und den Betroffenen (79%) im Vergleich zu Vorständen, Angehörigen, Geschäftsführern (ca. 40%) höchste Wertschätzung findet, insgesamt aber alle annehmen, dass die geleistete Freizeitarbeit in der allgemeinen Öffentlichkeit keine Beachtung erfährt (18%). Mit Blick auf die konzeptionelle und inhaltliche Gestaltung der Freizeitangebote wird eine Diskrepanz über die Frage, wer tatsächlich die Entscheidungen trifft und wer die Entscheidungen über die Angebote treffen sollte, ersichtlich. Obwohl noch 29% von überwiegender Beteiligung der Betroffenen ausgehen, sind es überwiegend die Leiter/-innen eines Freizeitbereiches (73%) und leitende Mitarbeiter/-innen (53%) aus den Wohnheimen, die über die Konzeption der Freizeitangebote entscheiden und zum Ausdruck bringen, dass die Nutzer/-innen sich nur teilweise bzw. wenig einbeziehen lassen (69%).

Umgekehrt geben 56% an, dass primär die Nutzer/-innen „viel Einfluss“ haben sollten, wünschen sich aber, dass Leiter/-innen der Freizeitbereiche (34%) und leitenden

Mitarbeiter/-innen (21%) gleichsam Einfluss haben sollten, während sie den Vorständen (63%), Geschäftsführern (60%) und Angehörigen (39%) nur noch wenig Einfluss einräumen. Die Abbildung 7 spiegelt die größten Probleme in den Freizeitclubs bzw. Freizeitbereichen in Einrichtungen der Lebenshilfe wider.

**Abb. 7: Die „drängendsten Probleme“ in Freizeitclubs bzw. Freizeitbereichen von Einrichtungen der Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung**

Rang	Probleme, die dringender Veränderungen bedürfen	N	%
1	Unzureichende Finanzierung	92	53
2	Unsichere Finanzierung	99	52
3	Zu wenig hauptamtliche Helfer/-innen	92	40
4	Keine hauptamtlichen Helfer/-innen	74	35
5	Zu wenig Fortbildungsmöglichkeiten	103	29
6	Zu wenig Selbstbestimmung der Nutzer/-innen	101	16
7	Zu wenig kollegiale Unterstützung	91	11

**Abb. 8: Die „wichtigsten Veränderungswünsche“ in Freizeitclubs bzw. Freizeitbereichen von Einrichtungen der Lebenshilfe**

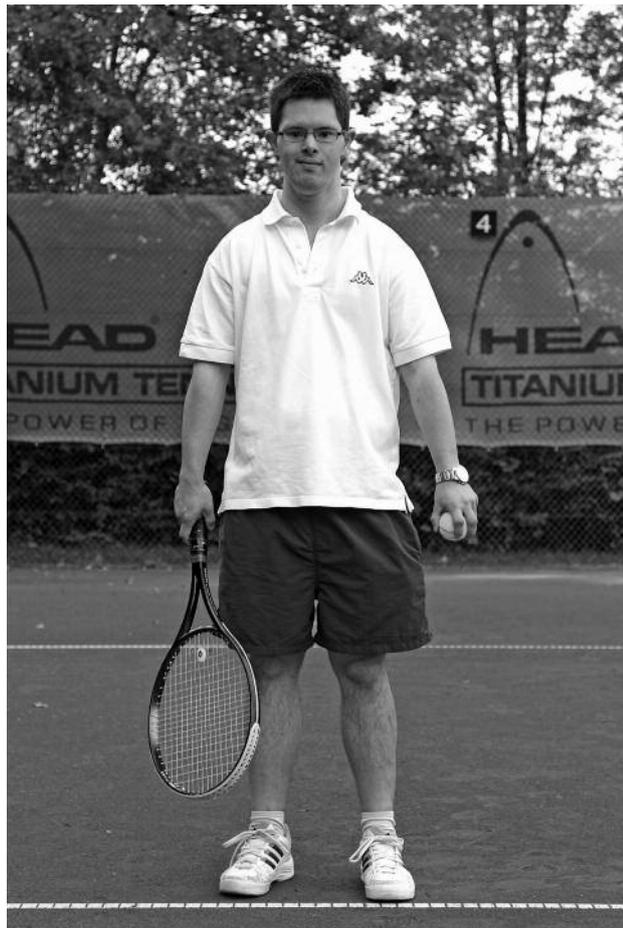
Rang	Veränderungen, die als sehr wichtig bzw. wichtig erachtet wurden	Nennungen	%
1	Selbstbestimmung der Nutzer/-innen	120	76
2	Angebote für Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung	120	73
3	Gesicherte Fahrtmöglichkeiten	123	70
4	Genügend Helfer/-innen	128	70
5	Erfahrungsaustausch mit anderen Anbietern	109	70
6	Angebote für alte Menschen mit geistiger Behinderung	115	68
7	Wertschätzung der Öffentlichkeit	127	67
8	Zuverlässigkeit der Teammitglieder	114	65
9	Eigene Räume für Freizeitangebote	112	63
10	Angebote für Jugendliche	111	63
11	Einrichtung von Planstellen	110	61
12	Erfahrungsaustausch innerhalb der Einrichtung	109	61
13	Eigenverantwortung des Freizeitbereichs	113	60
14	Nutzung öffentlicher Einrichtungen	122	59
15	Angebote für Kinder	110	63
16	Wertschätzung der vorgesetzten Instanzen	127	56
17	Angebote in den Ferienzeiten	117	55
18	Mehr nichtbehinderte Teilnehmer/-innen	118	55
19	Organisatorische Abläufe (Verwaltung)	110	51
20	Zertifizierte Weiterbildungsmöglichkeiten	103	49
21	Wertschätzung der Kolleg/-innen	111	47
22	Organisatorische Abläufe (konkrete Angebote)	109	46
23	Eigenes Büro bzw. Vorbereitungsraum	112	37

Aus der Abbildung 8 wird die Rangliste derjenigen Veränderungen erkennbar, die die befragten „Freizeit-Verantwortlichen“ in den Lebenshilfe-Einrichtungen (n=166) als sehr wichtig bzw. als wichtig erachteten.

Schenken wir den Ergebnissen der Befragung der Nutzer/-innen (n=735) der Angebote in den Freizeitclubs und Freizeitbereichen der Lebenshilfe größte Aufmerksamkeit, relativieren sich einerseits die gerade skizzierten Probleme und Wünsche nach Verbesserungen. Insgesamt betrachtet werden sämtliche Angebote von den Nutzer/-innen ausgesprochen positiv bewertet, andererseits wünschen sich die befragten Betroffenen unbedingt mehr Freizeitaktivitäten mit nichtbehinderten Personen (64%), mehr Helfer/-innen (53%), billigere Angebote (53%) und größere Wahlmöglichkeiten (48%). Relativ zufrieden sind die Nutzer/-innen mit der Zuverlässigkeit der Helfer/-innen (74%) und auch die Möglichkeiten, sich zu treffen (58%) und über die Angebote selbst entscheiden zu können (57%), werden

mit „okay“ bewertet. Für bemerkenswert wichtig halten die Befragten das Thema Selbst- und Mitbestimmung (96%). Folgerichtig kommen die Autoren zunächst zwar gleichsam wie die Nutzer zu einer positiven Beurteilung der unter dem Dach der Lebenshilfe organisierten Freizeitbereiche, aber auch zu dem Ergebnis, dass eine auf „Selbst- und Mitbestimmungsmöglichkeiten hin angelegte Angebotsvielfalt unabdingbar“ (ebd., 370) ist, die „auch

durchaus angemessene und dem Zeitgeist entsprechende Hobbys und Freizeitgestaltungsmöglichkeiten bleiben Träume für sie. Das Freizeit(er)leben wird vielmehr von den Freizeitkonzepten in den Werkstätten und Wohneinrichtungen für Behinderte und von speziellen Freizeitclubs bzw. Freizeitbereichen für Geistigbehinderte beeinflusst. Vorwiegend werden passiv-rezeptive Freizeitaktivitäten zu Hause und weniger gesellige, offene



Sebastian Rehnert: Seine Hobbys sind Basketball, Handball, Tennis, Golfen, Freunde treffen, Parties feiern und Computer spielen.

Foto: Christof Becker

Menschen, die als schwer behindert gelten, sowie Kinder, Jugendliche und alte Personen erreichen“ (ebd., 371), also einerseits stärker zielgruppenbezogen sind sowie eine deutliche altersspezifische Differenzierung erkennen lassen und andererseits „in weitaus stärkerem Maße integrativ organisiert werden“ (ebd., 371). Insgesamt betrachtet erhellt diese aktuelle Studie die gegenwärtige Freizeitsituation geistig behinderter Menschen und gibt wertvolle Hinweise auf integrationsstarke, auf Emanzipation ausgerichtete Veränderungen innerhalb des Lebensbereichs Freizeit.

Mit Blick auf die hier exemplarisch angeführten empirischen Studien zur Freizeitsituation geistig behinderter Menschen lässt sich zusammenfassen: Die Freizeitsituation entspricht in vielen Fällen nicht den persönlichen Wünschen geistig behinderter Menschen. Viele

Aktivitäten mit Außenkontakten ausgeübt, die dann bisweilen mit Langeweile einhergehen und als wenig sinnerfüllt erlebt werden. Offen bleibt diesbezüglich allerdings die Frage, ob Geistigbehinderte nun nach dem Autonomiekonzept (statt nach dem normierten Freizeitkonzept, das zur Bewertung, ob bzw. wann das Freizeit(er)leben qualitativ von allgemeingültigen Maßstäben ausgeht) so handeln oder sich so verhalten müssen, weil ihnen gar nichts anderes übrig bleibt, da sie keine Alternativen kennen, sich diese behinderungsbedingt nicht selbst erschließen können oder nicht vermittelt angeboten bekommen.

Wer die Vielfalt an Freizeitgestaltungsmöglichkeiten kennt, äußert häufiger Unzufriedenheit mit seiner eigenen Freizeitsituation. Stattdessen lassen sich in einem er-

kennbaren Stadt-Land-Gefälle und in Abhängigkeit der Wohn- und Unterbringungsform ausgeprägte und nachvollziehbare Wünsche nach mehr Autonomie, Partizipation und inklusiven Freizeitangeboten ausmachen, bei denen Menschen mit geistiger Behinderung nichtbehinderte bzw. auch „neue“ behinderte Freundinnen und Freunde gewinnen können und sich größere Chancen zur Freizeitgestaltung mit den gewünschten Freizeitpartner/-innen ergeben. Auch Menschen mit geistigen Behinderungen wollen, trotz der auch bei ihnen deutlich spür- und feststellbaren geschlechterspezifischen Rollenzuschreibungen, frei wählen können und Entscheidungs- und Handlungsfreiheiten in Anspruch nehmen. Eine auf Selbst- und Mitbestimmung ausgerichtete Angebotsvielfalt, die solche Empowerment-Kompetenzen (z.B. mit Blick auf Selbsterfahrung, Selbstdarstellung, Selbstvertrauen, Selbstvertretung, Identität, Beziehungen, Freundschaften, Sexualität, Lebensgestaltung und -kontrolle) zulassen und die Emanzipation fördern, scheint deshalb zukünftig unumgänglich. Mit zunehmendem Schweregrad droht allerdings auch die soziale, elterliche, institutionelle wie infrastrukturelle Abhängigkeit im Sinne fremdbestimmter Elemente zu steigen, während die Möglichkeitsräume der Selbst- und Mitbestimmung sinken. Die Angebotsvielfalt muss deshalb auch diese Menschen erreichen.

Trotz der signalisierten „Kundenzufriedenheit“ mit den traditionellen, institutionalisierten Freizeitangeboten ergeben sich sowohl von den Nutzer/-innen als auch den Anbietern deutliche Hinweise auf umfassende Verbesserungen und Veränderungen des Freizeit(er)le-

lichkeiten (vgl. WHO 2000, 17) von Menschen mit geistiger Behinderung im Lebensbereich Freizeit deutlich beeinträchtigt und es durchaus berechtigt erscheint, bis auf Weiteres von einer „behinderten Freizeit“ zu sprechen, de-

## Auch Menschen mit geistigen Behinderungen wollen frei wählen können und Entscheidungs- und Handlungsfreiheiten in Anspruch nehmen.

rer sich die Integrationspädagogik grundsätzlich (vgl. Eberwein 1990, 1996; Feuser 1995; Schöler 1993) und eine integrative Pädagogik und Didaktik der Freizeit (vgl. Markowetz 2000b) theoretisch und praktisch noch zu stellen hat. Leider sind keine empirisch haltbaren Aussagen darüber, ob der schulischen Integration geistig behinderter Kinder und Jugendlicher die soziale Integration im Lebensbereich Freizeit ohne größeres Hinzutun auf dem Fuße folgt, ausfindig zu machen, wenn gleich grundsätzlich davon auszugehen ist, dass der einzelne dadurch seine Freizeitinteressen und –bedürfnisse als primäre, realitätsnahe Erfahrungen auf vielfältige Art und Weise entdecken und machen kann.

### 5. Zusammenfassung, Ausblick und Forderungen

Behinderte Menschen wollen mitten im Leben stehen, als gleichberechtigte Bürger am gesellschaftlichen Leben teilhaben und vermehrt Einfluss auf ihre Lebenszeitgestaltung nehmen. Sie wollen frei wählen können und Entscheidungs- und Handlungsfreiheiten in Anspruch nehmen. Selbstbestimmung, Autonomie, Emanzipation, Antidiskriminierung, Gleichstellung, Normalisierung, Demokratisierung und Humanisierung sowie umfassende Integration und gesellschaftliche Teilhabe sind dabei die zentralen pädagogischen, bildungs- und gesellschaftspolitischen Schlagworte (vgl. Markowetz 2001a; 2007g). Es geht

darum, den Wechsel vom „Fürsorgeansatz“ zum „Bürgerrechtsansatz“ zu vollziehen und Inklusion als Menschenrecht im Lebensbereich Freizeit umfassend zu realisieren. Hierzu müssen wir die traditionelle Kultur des Helfens in der Sonderpädagogik überwinden und Menschen mit einer Behinderung nicht länger als beliefen-, anweisungs- und behandlungsbedürftiges Klientel, sondern als Experten in eigener Sache anerkennen.

Die Liste mit Forderungen für mehr Integration und Partizipation behinderter Menschen im Lebensbereich Freizeit ist lang (ausführlich hierzu Markowetz 2000d; 2007f). An die Gemeinden, Kommunen, Städte, Bezirke, Landkreise, Regierungspräsidien, Landschafts- und

## Behinderte Menschen wollen mitten im Leben stehen, als gleichberechtigte Bürger am gesellschaftlichen Leben teilhaben und vermehrt Einfluss auf ihre Lebenszeitgestaltung nehmen.

bens Geistigbehinderter. Grundsätzlich müssen viele der Freizeitangebote in deutlich zielgruppenbezogene und altersspezifische, den Lebensphasen (Kindheit; Jugend; frühes, mittleres, höheres Erwachsenenalter; hohes Alter) gerecht werdende integrationsstarke Angebote in öffentlichen Einrichtungen umgewandelt werden, die dann auch den integrationspädagogischen Prinzipien der Individualisierung und inneren Differenzierung gerecht werden und eine inklusive gesellschaftliche Teilhabe am kulturellen Leben statt exklusiver Sonderveranstaltungen hervorbringen. Noch aber bestätigen die empirischen Befunde, dass eine geistige Behinderung mit Blick auf sehr unterschiedliche Kontextfaktoren die Partizipationsmög-

Landeswohlfahrtsverbände sowie politische Gremien auf Länder- und Bundesebene muss die Forderung nach einer „Stadt für alle“ gestellt werden, nach einem Wohn- und Lebensraum, der den individuellen Bedürfnissen entgegenkommt und behinderungsbedingte Nachteile so auszugleichen vermag, dass ein Leben in sozialer Integration und die Teilhabe am gesellschaftlichen und öffentlichen Leben grundsätzlich möglich sind. Soziale Integration respektive Inklusion ist als ernstzunehmende und vordringlich praktisch zu realisierende Aufgabe in allen Verwaltungsbereichen aufzufassen. Stadtentwicklungspläne und kommunale Kinder- und Jugendpläne müssen darauf abgestimmt werden. In alle zentralen Verwaltungsbereiche wie Sozial- und Kulturreferate, Kinder- und Jugendhilfeausschüsse etc. sind unabhängige Beauftragte für Integration zu bestellen, die fachkompetent für eine sukzessive Umsetzung Sorge tragen. Darüber hinaus brauchen wir ein Netz wohnortnaher Beratungsstellen, das sich schnell und unbürokratisch mit aktuellen Problemen bei der Freizeitgestaltung behinderter Menschen beschäftigt und diese kundenorientiert bearbeitet.

Besonders Spiel-, Lern-, Kultur- und Freizeitangebote, ob in öffentlicher oder privater Hand verwaltet, müssen barrierefrei zugänglich und nutzbar werden. Doch nicht nur Mobilitätsprobleme gilt es durch vorwiegend technisch-apparative Lösungen auszugleichen. Viel mehr müsste gegen die Schranken im Kopf getan werden. Öffentlichkeitsarbeit allein wird hierzu nicht ausreichen. Es kommt darauf an, gelebte Kontakte zwischen behinderten und nicht behinderten Menschen zuzulassen und qualitativ auszubauen, damit die dabei gemachten Erfahrungen anhaltend positiv wirken und ein Entstigmatisierungs-

## Letztlich gilt es, Finanzierungsmöglichkeiten für innovative und integrationsstarke Ansätze und Angebotsformen im Freizeitbereich zu schaffen.

prozess in Gang kommt. Behindertenfreizeitarbeit im klassischen Sinn und Integrationsarbeit im Lebensbereich Freizeit müssen sich ergänzen. Spezielle Freizeitangebote für Behinderte mit nicht zwingend integrativem Charakter haben allenfalls noch dort ihre Berechtigung, wo sie nachhaltig gewünscht und vorläufig nicht anders organisiert und finanziert werden können. Sie dürfen nicht eingestellt werden. Dennoch sollten eindeutig weniger Sonderprogramme für Behinderte den Lebensbereich Freizeit bestimmen.

Es ist zu fragen, warum sich die Tourismusbranche mit behinderten Kunden so schwertut. Damit behinderte und mobilitätseingeschränkte Menschen chancengleich reisen

können, müssen zahlreiche Probleme im Tourismusbereich abgebaut werden. Vordringlich zu fordern wäre

- der Abbau vorhandener technischer, architektonischer und vorurteilsbedingter Barrieren,
- eine Verbesserung der Angebote durch die Tourismusindustrie selbst,
- die Anerkennung Behinderter als Zielgruppe und Kunden,

## Besonders Spiel-, Lern-, Kultur- und Freizeitangebote, ob in öffentlicher oder privater Hand verwaltet, müssen barrierefrei zugänglich und nutzbar werden.

- ein ansprechendes Marketing mit entsprechenden Werbestrategien,
- der sukzessive Abbau von „Spezialanbietern“ zugunsten einer Normalisierung durch integrative Angebote von „Regelanbietern“,
- die Öffnung der Reisebüros und der Palette touristischer Angebote für Menschen mit Behinderungen,
- ein besserer Service mit Komplementärangeboten bis hin zur Vermittlung von kompetenten Reisebegleitern,
- eine solide Öffentlichkeitsarbeit,
- eine Ausbildungsneuordnung der touristischen Berufe, die die besonderen Belange behinderter Reisender berücksichtigt.

Letztlich gilt es, Finanzierungsmöglichkeiten für innovative und integrationsstarke Ansätze und Angebotsformen im Freizeitbereich zu schaffen. Generell muss der Freizeitbereich als eigen- und nicht randständiges Handlungs- und Erfahrungsfeld ernst genommen und als solches von der sozialpolitischen Gesetzgebung analog zur beruflichen Rehabilitation auf eine solide Finanzierungsgrundlage gestellt werden. Die Finanzierungsregelungen des Bundessozialhilfegesetzes für die Bereiche Wohnen und Arbeit könnten hier als Vorbild wirken. Insbesondere den Rechtsanspruch auf finanzielle Förderung des Freizeitens gilt es zu stärken, um behinderten Menschen nach dem SGB IX (vgl. Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung 2004) unter Nutzung persönlicher Budgets die Möglichkeit zur uneingeschränkten Teilnahme am Leben in der Gemeinschaft zu geben.

Insbesondere den Rechtsanspruch auf finanzielle Förderung des Freizeitens gilt es zu stärken, um behinderten Menschen nach dem SGB IX (vgl. Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung 2004) unter Nutzung persönlicher Budgets die Möglichkeit zur uneingeschränkten Teilnahme am Leben in der Gemeinschaft zu geben.

Außerdem müssen neue, verlässliche und unbürokratischere Regelungen für die Inanspruchnahme und Finanzierung von Assistenzdiensten zur individuellen Freizeitgestaltung und als „Schlüssel für ein selbstbestimmtes Leben Behinderter“ (Miles-Paul/Frehse 1994, 12) getroffen werden. Hierzu ist es aber auch notwendig, dass die Hilfssysteme für Behinderte vor Ort ein eigenes Profil für den Freizeit-

bereich entwickeln und entsprechende innovative und integrationsorientierte Dienste in ihr Programm aufnehmen. Community Care, Community Living und Supported Living sollen der Gemeinwesenarbeit ein inklusives Profil geben, das Leben in der Gemeinde erleichtern (vgl. Knust-Potter 1998) und damit auch das sozialintegrative Aus- und Erleben von Freizeit möglich machen.

Eine solche konzeptionelle Arbeit bedarf der Unterstützung der Spitzenverbände, der Selbsthilfeszusammenschlüsse, der Politik, der Behinderten- und Integrationspädagogik und des Mutes zu struktureller Erneuerung unseres Rehabilitationssystems. Nur so wird man auf Dauer dem hohen Stellenwert der Freizeit in unserer heutigen Gesellschaft gerecht werden und dafür Sorge tragen können, dass sich die Freizeitbedürfnisse von Menschen mit Behinderungen mit klarem Bezug auf integrative und emanzipatorische Zielsetzungen erfüllen.

Aufgabe von Erziehung und Bildung ist es Lebensführungs Kompetenzen zu vermitteln und ein zukunftsorientiertes Lernen für das Leben zu organisieren, damit Lebenszeit, Lebenszufriedenheit und Lebensqualität in unserer Gesellschaft kein exklusives Gut für wenige Personen werden, sondern das Zusammenleben und Zusammenhandeln der Menschen auf dem Weg zu einer

Freizeiterziehung und Freizeitbildung, den beiden Assistenzebenen, gerade das Gelingen der persönlichen Assistenz von Menschen mit Behinderungen ein fundamentaler Prüfstein sein (vgl. Markowetz 2006e; 2007e). Durch den Einsatz gut ausgebildeter Freizeitassistentinnen und -assistenten wird man dem hohen Stellenwert der Freizeit in unserer heutigen Gesellschaft gerecht werden

## Aufgabe von Erziehung und Bildung ist es, Lebensführungs Kompetenzen zu vermitteln und ein zukunftsorientiertes Lernen für das Leben zu organisieren.

und dafür Sorge tragen können, dass sich die Freizeitbedürfnisse von Menschen mit Behinderungen mit klarem Bezug auf integrative und emanzipatorische Zielsetzungen erfüllen. Dann ist zu erwarten, dass die Entwicklungen im Lebensbereich Freizeit das Zusammenleben und Zusammenhandeln der Menschen sowie die daraus resultierende soziale Wirklichkeit positiv verändern.

Gelingt es in diesem Prozess, Vorurteile abzubauen, Einstellung und Verhaltensweisen gegenüber behinderten Menschen zu ändern (vgl. Markowetz 2007j) und Möglichkeiten der Entstigmatisierung (vgl. Markowetz 2007a, g) zu nutzen, dann sind wir sowohl auf dem Weg zu einer inklusiven Gesellschaft als auch zu einer Lebensgesellschaft, die sich vom Diktat der Erwerbsarbeit allmählich befreien und stärker der Freizeitbildung hinwenden kann (vgl. Markowetz 2006d; 2007g; 2008a, e, f). Die Bewältigung der Heterogenität, die Verwirklichung von Gerechtigkeit und Lebenschancen durch Freizeitassistenz ist dabei das Ziel und der Weg einer modernen Pädagogik und Didaktik der Freizeit (vgl. Markowetz 2000b) und das Anliegen einer auf Inklusion gerichteten Behindertenhilfe und sozialen Arbeit im Lebensbereich Freizeit (vgl. Theunissen 2005). Es bleibt deshalb zu hoffen, dass die hier vorgetragenen Aspekte neue, berechtigte Hoffnungen für ein Mehr an Selbstbestimmung, Emanzipation und gesellschaftlicher Teilhabe (vgl. Markowetz 2005) auch und gerade für Menschen mit geistigen Behinderungen bringen.

Kontakt: [markowetz@lmu.de](mailto:markowetz@lmu.de)

*\*Prof. Dr. Reinhard Markowetz ist Ordinarius für Pädagogik bei geistiger Behinderung und Pädagogik bei Verhaltensstörungen an der Ludwig-Maximilians-Universität München.*

Die Literaturangaben zu diesem Beitrag finden Sie unter [www.behindertenpastoral-dbk.de](http://www.behindertenpastoral-dbk.de).

## Für die Beurteilung der Wirksamkeit von Inklusion im Freizeitbereich dürfte gerade das Gelingen der persönlichen Assistenz von Menschen mit Behinderungen ein fundamentaler Prüfstein sein.

inklusive Gesellschaft tragen und bestimmen (vgl. Markowetz 2007a, h). Freizeiterziehung und Freizeitbildung müssen erneut Einzug halten in unseren Kindergärten und Schulen, damit Lebensentwürfe, die Lebensplanung und die alltägliche Lebensgestaltung gelingen kann, ohne Identitäten zu beschädigen (vgl. Markowetz 2008a, d, e). Es bedarf pädagogisch gewollter Unterrichts-, Förder- und Betreuungsangebote, die die eng geführten Vorstellungen vor- wie schulischer Leistungen in Richtung persönlichkeitsbildender Leistungen überwinden und dabei dem Lernziel „Entfaltung von Lebensführungs kompetenz“ entschieden näher kommen will. Persönlichkeitsbildung ist Bildung, die für das Leben qualifiziert, zwischen Berufs- und Freizeitbildung makelt, formale und materiale Bildungsansprüche unserer Gesellschaft in Balance halten kann und lebensbezogene Erziehungsziele mit berufsbezogenen Erziehungsziele in Einklang bringen kann.

Für die Beurteilung der Wirksamkeit von Inklusion im Freizeitbereich dürfte vor dem Hintergrund der von

## Wenn man frei hat und wenn man faul ist „Ohrenkuss“-Autoren beschreiben, was sie in der Freizeit machen

*Autor/innen<sup>1</sup> des Ohrenkuss-Magazins äußern sich zu dem Thema „Freizeit“ – und (wie so oft) stellt man verblüfft fest, dass sie stinknormale Menschen sind wie alle anderen auch. Sie lieben es, etwas in der Freizeit zu machen – und darüber schreiben sie. Viele von ihnen haben zahlreiche Hobbys und betreiben sie seit vielen Jahren. Einige bereits seit ihrer Kindheit. Sie hatten großes Glück, denn irgendjemand hat es ihnen damals ermöglicht, an diesen Aktivitäten teilzunehmen: endlich mal was alleine machen, ohne Eltern und ohne Familie!*

Was kann man alles in der Freizeit machen?

- Urlaub machen
- Kino gehen
- Schreiben ein Briff
- Musick Hören mit Kopfhörer
- Lesen ein Spannendes Buch
- Gkillen Fleisch oder spiss
- Fegen von Schtraße
- Foto machen mit ein Didigalkramera
- Malen mit Malbuch von No Disney
- Schwimmen in Schwimmbad, Fereibad
- Spilen mit Freunden zu Beisbil Kniffel

*Das schreibt Katharina Müller (27 Jahre<sup>2</sup>), Fernkorrespondentin der Redaktion auf dem Computer in einer Mail, die sie an Ohrenkuss sendet.*

*Ihr Julian Göpel (26 Jahre), setzt andere Schwerpunkte und diktiert während einer Redaktionskonferenz<sup>3</sup> (weil er seinen Ellbogen gebrochen hat) ausführlich zu der Frage „Was kann man in der Freizeit machen?“*

Sport, Sport in der Schule, Fußball, Basketball, Handball, Lesen, Schreiben, Musik hören, Filme angucken im Kino, Musicals besuchen, Theater besuchen, Orchester besuchen, Trödelmarkt besuchen, Frühlingsfest besuchen, Sommerfest besuchen, DVDs gucken, Photos angucken, Faul sein, Freizeitparks besuchen usw.

*Er selber ist natürlich auch aktiv. In seiner Freizeit macht Julian Göpel folgendes:*

Flöte spielen, Leute besuchen, wenn die Geburtstag haben, Grillfeste besuchen, WM gucken in einer Kneipe, Computer spielen, Actionspiele und Fernsehen gucken. Warum? Wenn man frei hat und wenn man faul ist. Das ich keine Langeweile habe. Und es macht Spaß. Sonst fällt mir nichts ein.

*Fernkorrespondentin, Autorin der ersten Stunde und Mongolei-Reisende Veronika Hammel (35 Jahre) schreibt ihre Beiträge mit der Hand<sup>4</sup>, von ihr bekommt die*

*Redaktion noch „richtige“ Post, eine Seltenheit. Sie schreibt zu dem Thema „Freizeit“:*

Man kann uBs Kino gehen und Mit Gruppe gehen und Man kann Auch zum Stadion – Fußballspielen Angucken und ins Tiergarten gehen / Man kann ins Schwimmbad Und Stadtbesichtigung Machen dan kann Man Auch Kursangebote in der Volkshochschulen Machen und kann Fortbildung Machen / wenn man Hilfe Braucht Kann Man zum Betreuer gehen und Verwandter und Freunde gehen.

*Tobias Wolf (30 Jahre) kann sich noch gut an seine Kindheit erinnern. Hier diktiert<sup>5</sup> er:*

Hallo meine Damen und Herren, jetzt kommt die Sportreportage!

Noch vor der Kindergartenzeit war ich im „Mutter- und Kind-Turnen“ und das hat mir viel Spaß gemacht. Jetzt bin ich dort beim Tischtennis. Ich trainiere mittwochs und freitags. Ich habe gelernt wie Vorhand und Rückhand und wie man den Schläger richtig hält. Das war mir nicht anstrengend, aber ich kam ins Schwitzen, weil ich die Jacke angelassen hatte. Nächstes Mal probier ich es ohne Jacke nur mit Poloshirt. Ich habe Turnschuhe gebraucht mit heller Sohle.

## Endlich mal was alleine machen, ohne Eltern und ohne Familie!

Und jetzt der Sport aus der High School<sup>6</sup>: dort habe ich weight lifting gemacht mit einem ganz bestimmten Gerät, wo ich mit beiden Füßen treten musste, strampeln, so ähnlich wie auf einem Fahrrad. Damit habe ich gute Figur gemacht, für mein Bauch war das sehr gut und auch zum Abnehmen.

Und in der High School hatte ich auch Golf-Unterricht gehabt. Da habe ich gelernt, wie man Golf spielt. Da braucht man verschiedene Golfschläger und Golfbälle. Ab und zu habe ich auch mit meinem Papa und mit seinen Kollegen Golf gespielt. Ganz zum Schluss, als wir fertig waren, habe ich Pommes und Hotdogs gegessen.

Jedes Jahr im Winter gehe ich immer zum Skifahren. In diesem Jahr habe ich beim Abschlussrennen den vierten Platz gekriegt mit einer Urkunde. Mir macht das Skifahren Spaß, weil ich das jedes Jahr so machen kann. Sport ist wichtig, um gesund zu bleiben!



Die Ohrenkuss-Redaktionssitzung findet alle 14 Tage statt. Von links nach rechts: Angela Fritzen, Svenja Giesler und Marc Lohmann, Ohrenkuss-Autoren.  
Foto: Luke Golobitsh

Das war die Sportreportage. Tschüss bis bald, viele Grüße von Tobias

*Hermine Fraas, Gründungsmitglied des Ohrenkuss ist 54 Jahre alt. Sie lebt in Ilmenau und hat einen eigenen Computer. Auf diesem hat sie diesen Text geschrieben und als Mail an die Redaktion geschickt:*

Ich habe viele Hobbys. Am liebsten male ich. Ich muss aufpassen, dass die Kästen noch zugehen, weil ich so viele Malblöcke, Farben und Malhefte habe. Wenn ich faul bin, nehme ich die Malhefte. Das ist aber Babykram. Zu Festen verschenke ich Gemälde an Freunde. Meine Mutter sagt, das ist besser, als wenn man Schnulli kauft. In jedem Jahr sind Bilder auch von mir in dem großen Kalender von den Stadtwerken Ilmenau. Den verkaufen wir dann.

Ich bin auch in einer Malgruppe. Zu Festen wünsche ich mir immer Farben. Zu Ostern hat mir meine Schwester Claudia einen ganzen Haufen Deckfarben in Tuben geschenkt.

In meinem Zimmer im „Haus Daniela“, in dem ich wohne, habe ich auch selbst gemalte Bilder aufgehängt. Da freue ich mich, und die Besucher staunen.

Ich muss noch was ergänzen. Neben dem Malhobby habe ich noch das Trommelhobby. Unsere Trommelgruppe gibt es schon seit über 10 Jahren, und da bin ich

spitze. Wir treten auch auf, übermorgen in Erfurt bei 20 Jahre Lebenshilfe, und dann noch mal im September, am 20. Auch in Erfurt zur Festveranstaltung.

Mein Hobby ist auch Theaterspielen. Da üben wir jeden Mittwoch und führen die Stücke dann auch auf. Häkeln ist seit einiger Zeit auch mein Hobby. Das erinnert mich an die Schulzeit. Meine Mutter trennt das manchmal wieder auf, wenn ich Fitz gemacht habe. Voriges Jahr habe ich viel besser gehäkelt, sogar meiner Schwester eine Kniedecke fürs Auto.

*Hermine äußert sich auch zum Thema Sport, da hat sie eine knallharte und andere Meinung als ihr Kollege Tobias Wolf:*

Leistungssport ist Mord. Da war doch in Kanada schon einer tot ehe es losging.

Sportschau: Da war ich als Kind immer am Mittwoch bei Tante Liesel. Die hatte einen Fernseher wir noch lange nicht. Da guckte ich Fußball und schrie ganz laut Tor. Da fiel Tante Liesel fast von Sessel. Und dann gab es am Abend noch Bratkartoffeln und Quark. Das hat geschmeckt kann ich Dir sagen. Da bin ich im Winter mit dem Schlitten hingefahren und im Sommer mit dem Roller. Was ich jetzt gern sehe? Skisport und Biatlon

„Bloß kein Sport“ das sage ich nicht. Ich mache jeden Tag Hometrainer. Da achten die im Haus Daniela

schon drauf. Ich muss nämlich auf meine Figur achten. Das ist Mist. Aber ich will ja nicht so fett werden wie manche in der Werkstatt.

Ich bin gern geschwommen auch im Tiefen und lange. Dann hat mich der Axel ins Wasser geschmissen. Seitdem habe ich Angst.

Wasserball habe ich gern an der See gespielt. Fußball haben wir oft im Gartej trainiert.

Wenn Boccia eine Sportart ist kann ich sagen da war ich immer Klasse. Ich hatte Zielwasser.

Und bald hätte ich vergessen, dass ich bis zu meinem 40. Skigelaufen. Jetzt habe ich Angst vorm Hinfallen. Ich werde ja auch schon 55 Jahre alt. Wir sind in den Winterferien um den Ganzen Lindenberg gelaufen. Das dauert 2 Stunden. Und auf der Apfelwiese habe ich Abfahrt gelernt.

*Sarah Eibsteiner ist fast 21 Jahre und hat ihren Text selbst am Computer geschrieben:*

Was ich am liebsten mache in meiner Freizeit ist, Musizieren, Singen, Tanzen und Musik hören weil das mein Liebleshobby ist, und auch weil Musik, Balsam für meine Seele ist wenn ich traurig bin. Ich möchte auch die Leute unterhalten, mit meiner Musik.

Ich bin auch meistens beim Computer, Da kann ich

Fan Briefe an meine Lieblingsprominente schreiben, und ich freue mich unendlich wenn ich Post kriege von ihnen. Ich bin auch sehr gerne beim Fernseher weil, ich nämlich mein Lieblingskrimi, nämlich Soko Kitzbühel jeden Dienstag anschau, weil meine Lieblingschauspielerin, Kristina Sprenger mitspielt.

In der Arbeit wenn Pause ist, bin ich am meisten bei meinen festen Freund. Ich habe mich nämlich unsterblich verliebt, ihn ihm. Ich tue auch sehr gerne Sporteln, für meine Figur, weil Sport nämlich gesund ist.

Für mich ist Freizeit sehr wichtig weil, ich mich entspannen kann. Da vergesse ich sogar die Welt rings um mich. Ich denke dann an meinen Freund Lukas, an meine Zukunft, und auch an alte Zeiten zurück, wo ich noch nicht auf der Welt war. Und ich wünsche mir, vom ganzen Herzen, dass irgendwann Frieden durchsetzen kann auf der ganzen Welt.

*Johanna von Schönfeld ist schon 18 Jahre alt und hat ihren Beitrag zur Freizeit mit der Hand geschrieben und dann auch selbst abgetippt:*

Hier kommt der text die ich ausführlich und mühevoll und mit Gedanken gearbeitet habe.

Beim Jedem Sportler oder der geschlechtbare Typ - männlich und weiblich – muss immerhin Sport getrieben



Das Bildmaterial für das nächste Heft wird gemeinsam gesichtet. Die Ohrenkuss-Redakteure Angela Fritzen, Svenja Giesler und Antonio Nodal bei der Arbeit. Foto: Herby Sachs

werden, weil der Typische Körper fit und gesund stapiel Sportlich und Schauspielerisch praktisch in form in Verbindung vorstellen kann. Denn der Sport allgemein ist beim Jedem gesund.

Plötzlich alle Sportlichen und unsportlichen Typen wollen oder müssen beim Sport Schwitzen. Weil man Schwitzen muss. Anders kennt die Autorin das nicht, weil sie das gar nicht vorstellen kann. Man kann ja kaum über schwitzen in worten zu fassen und in Schwung nehmen weil man das gar nicht gesetzlich erklären kann und erkennen kann. Jeder weiß dass man beim Schwitzen eklig und Scheiße fühlt. Schwitzen heißt für mich als text Autorin eine Sportliche intensive starke dusche. Alle Sportliche Flüssigkeit duscht den gesamten Körper ab. Alle Typen nennen das eine Stinkbombe und man Stinkt Inersiv und mega Schlecht verdammt fürchterlich.

*Anna Maria Schomburg (28 Jahre) schreibt ihre Texte immer mit der Hand:*

Es gibt unterschiedliche Sportarten und ich mache unterschiedlichen Sport sehr gerne!

Ich gehe oft auf den Crosstrainer in unserem Schlafzimmer und wir machen auch zusammen Sport wie z.B. Yoga und Sonnengruß und Übungen mit dem Theraband! Ich walke und jogge gerne um unser Viertel und viele Spaziergänge mit unserem Hund und wir gehen zum Schwimmen und üben das Streckenschwimmen, das Zeitschwimmen das tauchen und das springen und Rücken- und Bauch- und Brustschwimmen mit ektativen Schwimmbewegungen!

Wir haben zwei Ponies, mit denen gehen wir spazieren und trainieren die und putzen sie und entäppeln (*gemeint ist die Weidepflege*), wie es gerade kommt! Wir machen fast jeden Tag Sport und dich bin vergnügt dabei und Sport macht mir viel Freude und bringt viel Abwechslung!

Außerdem machen wir jetzt seit kurzem Übungen auf dem Trampolin mit guten ektativen Übungen zum Gleichgewichtssinn und Schwingen und Springen und zwischendurch etwas Gymnastik!

Ich bewege mich gerne draußen und freue mich an der Natur! Sport mache ich sehr gerne.

*Lars Breidenbach (34 Jahre) ist Musiker (das ist natürlich keine Freizeit), er diktiert seinen sportlichen Text:*

Erste Sache: Liegestütze. 34 mal Liegestütze machen auf Sportmatte.

Ist mein Rekord, 34 oder so ungefähr

Zweite Sache: Fahrrad fahren. Ich hab blaue Dreirad, 21 Gänge. Ich hab auch Spiegel, kann man gut sehen, links und rechts. Und ich hab zwei schelle, ist auch wichtig, eine hupe und eine schelle.

Nächste Thema heißt Schwimmen: Gibt es auch, mit tauchen, bin ein Delefin, ich tauche gerne. Kann man gut sehen mit Tauchbrille. Nächste Mal mit Badkappe für mein Ohr. Muss immer aufpassen für tauchen, mag kein

Wasser im Ohr, musst du frei machen, anschließend abtrocknen und anschließend Ohr sauber machen, mache ich nicht so gerne, immer fummeln, okay, kann man mit leben.

Andere Thema heißt laufen, joggen oder walking. Schwitzen sag ich immer, bin nass geschwitzt. Draußen oder im urlaub, einmal mit joggen, einmal mit Fahrrad, immer Wechsel, ich bin sportlich. Und hinterher duschen, dann stink ich vom Schwitzen, muss duschen.

Bewegung iss wichtig, nächste Thema Muskel- (*auf*)bau. Muss Muskel verbauen, brauche mehr Kraft, Energie. Erst mal Muskel verbauen, warm machen, Hantel üben, auch Schnelligkeit aber nicht so viel. Nicht Stress machen, nur ein bisschen (*mit*) Rhythmus, schnell heißt Rhythmus wie Musik, dann ist Energie da. Dann bin ich auch fit, (*kann*) auch abnehmen, geht besser.

## Wir bekommen viel Applaus von den Zuschauer. Wir räumen Preise ab! Das ist Ohrenkuss.

Auch wichtig für Sportende, Sport ist vorbei, dann musst du auch ausruhen, in ruhig ruhig bleiben, nicht mehr aufregen, locker auf Hocker. Ausruhen ist auch wichtig, dann bist du richtig fit!

*Ohrenkuss-Gründungsmitglied Marc Lohmann ist inzwischen 29 Jahre alt und diktiert seinen Text. Er ist berufstätig – und Ohrenkuss gehört in seine knapp bemessene Freizeit:*

Mein Job ist auch hier in der Ohrenkuss-Sitzung in Bonn. Wir schreiben verschiedene Themen auf und wir schicken auch über den Computer zurück in der Redaktion Ohrenkuss. Wir sammeln Themen ein, die wir besprechen. Wir bekommen viel Applaus von den Zuschauern. Wir räumen die Preise ab! Das ist Ohrenkuss. Wir sind viel draußen und bearbeiten Themen in verschiedenen Restaurants. Wir gehen meistens spazieren mit den Ohrenkuss-Leuten. Wir kommen neue Gäste beim Ohrenkuss zum Sehen, zusammen reden, zusammen arbeiten an unseren Themen, die wir selber sagen und vorschlagen.

Meine Hobbys sind sehr viele: Turnen, Radfahren, Walking, Breakdance, Muskeltreiben im Sportpalast. Ich gehe meistens ins Stadion, wenn meine Mannschaft gewinnt: Leverkusen. Ich hab noch einen anderen Lieblingsverein: VfL Wolfsburg. Fitnessstudio, Trainingsprogramm mache ich auch und Fahrrad fahren. Rausgehen, gehe schon mal raus. Mit 15 bin ich noch nicht Fahrrad gefahren, konnte ich nicht, hab ich nicht geübt. Ich hab ja geübt bis jetzt. Kartenspiele mache ich auch manchmal, abends.

Heute arbeite ich in der Werkstatt in Beuel.

Zum Abschluss noch zahlreiche Antworten und Kommentare auf die Frage: „Einen ganzen Tag lang nichts tun. Was wäre das Beste für dich?“, das meinen die Bonner Autor/innen dazu (Antworten alle diktiert):

*Paul Spitzeck (17 Jahre):* Ich habe einmal war ich krank, habe ich gar nix gemacht. Gar nix. Nur faul im Bett liegen. Das war gut in Bett gebliebet, schneller die Krankheit loskriegeret.

*Marley Thelen (19 Jahre):* Was er tun möchte? Muss er aufstehen und hingehen und meinen Eltern sagen: Ich muss was tun. Irgendwas tun. Bin ich eigentlich froh zu arbeiten. Ich mache das so gerne auch, wenn ich mit dem Bus fahre zu Intra<sup>7</sup>. Am Sonntag entspannen zu lassen. Ich bin nicht faul genug. Nur entspannen lassen und nicht zu arbeiten. Wenn ich entspannen dürfte: Nur ein bisschen im Computer spielen und fernsehen. Ich bin nicht faul genug und stehe auf.

*Horst Kolbitz (58 Jahre):* A-Team gucken. Weil Sonntag kommt A-Team, Fernseh gucken. In meinem Büro.

*Verena Günnel (24 Jahre):* Musik hören, Computer spielen und ein bisschen ausspannen. Ich fühle mich, wenn ich zu Haus bin, dann fühle ich mich gut an. Mir geht's gut, wie immer. Ich kann nicht faul sein, nicht so gerne eigentlich. Das reicht mir! Das kann ich nicht beschreiben.

*Johanna von Schönfeld (20 Jahre):* Ja klar kann ich faul sein. Wenn ich einen Tag mal Urlaub haben dürfte, würde ich mit machen, was ich machen dürfte und meinen Urlaub genießen. Einen Tag mal faul sein und chillen, das gefällt mir sehr. Party machen, ich will fröhlich sein und halt Alkohol trinken und Kaffee trinken oder Nutella-Brötchen essen. Relaxen einfach.

*Anna-Lisa Plettenberg (17 Jahre):* Einen besuchen gehen.

*Marc Lohmann (31 Jahre):* Ab und zu faul sein und spielen oder Beine hochlegen, also abends. Beine hoch und ich schalt den Fernsehen ein abends oder einmal in Sofa setzen.

*Angela Fritzen (37 Jahre):* Faul kann doch jeder! Dann muss man das üben, faul zu werden! Also Faulheit ist, einmal nix machen, nix zu tun. Dann würde ich mal vorschlagen nachzudenken – ich kann's!

*Daniel Rauers (18 Jahre):* Ich mache Termine. Ich würde am liebsten machen: Praktikum machen. Ich mache noch einen Termin: Noch ein Praktikum.

*Julian Göpel (27 Jahre):* Ich kann manchmal nicht so früh aufstehen. Ich muss immer spät ins Bett gehen. Ich muss gar nicht arbeiten. Das nutze ich einfach so zum Hochleistungs-Chillen. Einfach die Füße auf die Couch legen und dabei gar nichts machen. (Kommentar Horst Kolbitz: „Raffiniert!“)

*Karoline Spielberg (42 Jahre):* Am Sonntag faulenz, nichts tun, zwei Wochen Urlaub. Fernseh gucken, Pippi Langstrumpf gucken. Heidi gucken. Und Grillabend – das macht Spaß.

*Björn Langenfeld (36 Jahre):* Am Couch liegen, Radio hören und kein Schellen – nix da! Ich träumen, Foto angucken, Bilder wo Freundin drauf ist – und Telefon.

*Michael Häger (39 Jahre):* Faul sein – nur Fernseh gucken. Dabei: Mars und Cola.

*Paul Spitzeck (17 Jahre):* Faul ist für mich: Bett liege und tolle Musik hören.

*Damit enden wir – und hoffen, dass Sie sich irgendwo in Ihrem Freizeitverhalten wieder gefunden haben.*

*Weitere Informationen zum Ohrenkuss-Magazin finden Sie hier: [www.ohrenkuss.de](http://www.ohrenkuss.de)*

*Wer regelmäßig informiert werden möchte, bestelle den Ohrenkuss-Ipeschl (der Ohrenkuss-Newsletter) unter [info@ohrenkuss.de](mailto:info@ohrenkuss.de).*

*Seit Sommer ist Ohrenkuss auch bei Facebook, viele Fans sind begeistert, da sie nun regelmäßig mitbekommen, wie die Redaktion arbeitet: [www.facebook.com/Ohrenkuss](https://www.facebook.com/Ohrenkuss)*

<sup>1</sup>*Bei Ohrenkuss schreiben nur Menschen mit, die das Down-Syndrom haben. Die mehr als 50 Autor/innen sind zwischen 16 und 60 Jahre alt. Die meisten der AutorInnen haben auf der Ohrenkuss-Seite [www.ohrenkuss.de](http://www.ohrenkuss.de) ein Portrait, hier können Sie mehr über sie lesen: <http://www.ohrenkuss.de/projekt/portraits/>*

*Das Ohrenkuss-Magazin gibt es seit mehr als 13 Jahren, es erscheint zweimal im Jahr, ist werbefreie Zone und finanziert sich selber. Wer das Projekt unterstützen möchte, kann sich entscheiden, ein Abo zu machen (zur Zeit gibt es 3.000 Ohrenkuss-Abonnements). Ein Abo kostet 23,60 EUR + Porto.*

<sup>2</sup>*Die Altersangaben beziehen sich auf das Alter, als der jeweilige Text geschrieben worden ist.*

<sup>3</sup>*Die Bonner Redaktion besteht aus 18 Autor/innen mit Down-Syndrom im Alter zwischen 17 und 55 Jahren. Sie trifft sich mindestens alle zwei Wochen zur Redaktionskonferenz. Die Arbeit wird von vier bis fünf Unterstützern begleitet.*

*Mehr als dreißig AutorInnen arbeiten als FernkorrespondentInnen für das Magazin. Sie senden ihre Texte als Mail, per Word-Datei, als richtige Briefe oder auf Tonband oder eine „Sekretärin“ diktiert.*

<sup>4</sup>*Die Text der Ohrenkuss Autor/innen werden nicht korrigiert oder in der Satzstellung verändert, sondern genauso abgetippt, wie sie geschrieben worden sind.*

<sup>5</sup>*Viele Ohrenkuss-Autor/innen können natürlich selber schreiben, mit der Hand, dem Computer oder der Schreibmaschine. Manchmal geht es aber schneller, wenn sie den Unterstützerinnen Texte diktieren. Dann können sie dabei ihre Gedanken besser sortieren und sich konzentrieren.*

<sup>6</sup>*Tobias hat lange in den USA gelebt.*

<sup>7</sup>*Marley Thelen hat die Schule beendet und arbeitet zurzeit bei der INTRA: <http://www.intra-ggmbh.de/>*

## Den Gegner spüren

### Judo für Menschen mit Sehbehinderung

Julian König\*

Menschen mit Sehbehinderung erleben Berührung anders als Menschen, die sehen können. Beim Judo bringt ihnen das Vorteile, denn entscheidend ist der Körperkontakt. Wer versucht, einen Wurf zu sehen, der hat schon verloren.

Marcel Rieseler versucht, seine Trainingspartnerin Tanja Dieckmann am Boden zu fixieren. Er schiebt seinen Arm unter ihren Kopf und zieht ihn an sich, während er mit seinem Oberkörper seitlich auf ihr liegt. Sein Ziel ist es, sie 25 Sekunden lang im Griff auf dem Rücken zu halten – dann hätte er den Kampf gewonnen. Tanja Dieckmann stemmt sich mit aller Kraft gegen Marcel Rieseler und versucht, seinen Gürtel zu fassen. Sie zieht und zerrt. Schließlich gelingt es ihr, sich zu befreien.

„Ein guter Judoka spürt durch Berührung die Bewegungen seines Kontrahenten genau“, sagt Marcel Rieseler. Der 25-Jährige besitzt nur noch eine Sehkraft von zwei Prozent. Eine angeborene Krankheit des Sehnervs hat vor wenigen Wochen seine Sehfähigkeit noch einmal deutlich reduziert. Hier im Dojo des Eimsbütteler Turnvereins in Hamburg trainiert er in einer Gruppe blinder und sehbehinderter Menschen.

#### Körperkontakt ist entscheidend

Bei Sportarten wie Judo sind Körperkontakt und -gefühl entscheidend, nicht etwa visuelle oder läuferische Fähigkeiten wie beim Fußball. Ein Judoka spürt ziemlich genau, wenn der Gegner einen Angriff plant. Dann verändert sich die Körperanspannung, und der Griffwechsel am Anzug verrät einen sogenannten Fußfeger. Wenn Marcel Rieseler spürt, dass er geworfen werden soll, bereitet er seinen Konter vor: Er täuscht Bereitschaft an, indem er seinen Widerstand ganz leicht aufgibt, um gleichzeitig den geeigneten Moment zu nutzen und den eigenen Wurf anzusetzen.

Wenn man so will, hat Marcel Rieseler mit seiner ausgeprägten Körpersensibilität einen enormen Vorteil. Blinde oder sehbehinderte Judoka werden durch den Alltag geschult, Bewegung zu spüren. Sehende müssen sich dieser Art der Wahrnehmung durch gezieltes Training annähern. Beispielsweise indem sie sich paarweise gegenüberstellen und ihre Handflächen fest gegeneinanderpressen.

Ein plötzlicher, kurzer Stoß, den der Partner ausbalancieren muss. Wenn er gut ist, schafft er es sogar, die Finte mit der jeweiligen Hand aufzunehmen und mit dem Schub mitzugehen. „Es kommt darauf an, die Bewegung des anderen ganz früh zu spüren und auszugleichen“, erklärt Marcel Rieseler. Auch außerhalb des Dojos spielt das



Foto: Dieter Schütz/pixelio

Thema Körpergefühl für den 25-Jährigen eine besondere Rolle. „Wenn mir zum Beispiel jemand seine Hand gibt und die fühlt sich knochig an, weiß ich sofort, dieser Mensch ist dünn.“

Für blinde oder sehbehinderte Menschen sind Berührungen Quellen zahlreicher Informationen. Gesellschaftliche Gepflogenheiten, beispielsweise eine gewisse Distanz zu wahren, gelten für blinde oder sehbehinderte Menschen zwar auch. Ihr Umgang untereinander ist aber deutlich unverkrampfter. „Es ist einfacher, einen neuen Haarschnitt oder die neue Jacke eines Freundes zu ertasten, als sie sich beschreiben zu lassen“, sagt Marcel Rieseler. Beim Fühlen erkennt er nicht nur das Material, sondern auch wie die Jacke am Körper sitzt oder wie lang sie ist.

Früher hat Marcel Rieseler auch andere Sportarten ausprobiert wie Taekwondo oder Karate. Ihm gefiel aber nicht, dass dort der Kontakt zum Gegner unterbrochen war. Beim Judo beginnt ein Kampf zwischen Sehgeschädigten – anders als bei Sehenden, die erst auf den anderen zugehen – stets mit einem Griff am Anzug des anderen. Wenn der Körperkontakt einmal nicht gegeben ist, dann wird der Kampf unterbrochen und neu angesetzt. „Beim Karate kann es passieren, dass man einen Schlag oder Tritt nicht kommen sieht und dann keine Chance hat zu reagieren“, sagt Marcel Rieseler. Beim Judo ist das anders: „Wer versucht einen Wurf zu sehen, der hat schon verloren.“

Kontakt: [jul.koenig@gmx.de](mailto:jul.koenig@gmx.de)

\*Julian König ist Journalist in Hamburg. Dieser Beitrag erschien zuerst in MENSCHEN das magazin 1/2011

# Der steinige Weg zum barrierefreien Fernsehen

## Zur Geschichte der Untertitel

Bernd Schneider\*

Es ist schon erstaunlich. Da finden Gehörlose vor 100 Jahren ein vollständig barrierefreies Filmangebot vor, als es den Begriff „barrierefrei“ noch gar nicht gibt. Und dann betreibt man einen irren Aufwand, um die Barrierefreiheit langsam wieder zurückzuholen. Als im Jahre 1895 die Bilder laufen lernten, begann für Gehörlose ein goldenes Zeitalter. Dank der Zwischentitel konnten sie Stummfilme genauso genießen wie jeder andere Zuschauer auch. Das änderte auch nichts daran, als Orchester engagiert wurden, um am anderen Ende des Filmsaals für Hintergrundmusik zu sorgen.

Mit der Einführung des Tonfilms um 1920 konnten Bild und Ton synchron abgespielt werden. Da der Ton die Zwischentitel verdrängte, konnten Gehörlose dem Film nicht mehr folgen. Diese Diskriminierung hielt sehr lange Zeit an. Gehörlose fühlten sich vor dem Kino auf eine Stufe mit den Vierbeinern gestellt, die neben dem Schild

„Wir müssen draußen bleiben“ angeleint waren.

Mit „The Jazz Singer“ wurde 1929 der erste Tonfilm mit Untertiteln in Paris aufgeführt. Die Untertitel wurden hierzu als Dia in den laufenden Film eingeblendet. Dadurch war es möglich, einen Film im Originalton zu hören und in seiner Landessprache zu lesen. Ab 1930 experimentierte man damit, die Untertitel fest in den Film zu integrieren. Hierzu entwickelte der Norweger Leif Eriksen eine bildtragende Emulsionsschicht, die von einem Bad aufgeweicht und der Untertitel hineingestempelt wurde. In neueren Techniken wurden Druckplatten auf 100°C erhitzt und in die Wachs- oder Paraffinschicht des Films gepresst. Diese Verfahren waren sehr teuer und aufwendig. Außerdem verschlechterte das Ausbleichen das Filmmaterial.

Die „Original mit Untertitel (OmU)“ genannten Filme waren bei Fremdsprachen-Fans sehr beliebt und für



Errol Hubig: Seine Hobbys sind Drachen fliegen lassen und bauen, Postkarten sammeln und Modelle von der zivilen Luftfahrt sammeln.

Foto: Christof Becker

Gehörlose die einzige Möglichkeit, Filme barrierefrei zu genießen. In den Jahren darauf begann die Entwicklung des Fernsehers, und 1934 startete mit „Paul Nipkow“ der weltweit erste Fernsehsender in Berlin. Durch die geringe Reichweite von 60 bis 80 km war dieser nur im Berliner Raum zu empfangen, übertrug aber bereits 1936 die Olympischen Spiele, die in Berlin stattfanden. 1939 wurde der „Deutscher Fernseh-Einheits-Empfänger“ für 650 Reichsmark angeboten, allerdings verhinderte der Kriegsbeginn eine Serienproduktion.

Nach dem Krieg erwirkte die amerikanische Militärregierung 1947 eine Dezentralisierung der Rundfunkorganisationen. Ein Jahr später wurden die ersten fünf öffentlich-rechtlichen Regionalsender NWDR, BR, HR, SWF und RB gegründet. 1950 folgte die ARD, welche zwei Jahre später die erste Tagesschau ausgestrahlte.

1975 speziell für gehörlose Zuschauer wöchentlich ausgestrahlt wurde. Die Sendung wurde anfangs von der Gehörlosenlehrerin Elke Grassl moderiert. Es dauerte ganze 35 Jahre, bis mit Jürgen Stachlewitz der erste gehörlose Moderator die Sendung in der Deutschen Gebärdensprache – der Muttersprache der Gehörlosen – moderierte. Durch Rona Meyendorf und Marco Lipski wurde die Gehörlosen-Fraktion im Sehen statt Hören-Team verstärkt. Dadurch wandelte sich das Image von der Behinderten-Sendung zur Sendung für eine sprachliche Minderheit.

Dank der Computertechnik, die Einzug in die Fernseher hielt, wurde am 1. Juli 1979 der Teletext eingeführt. Gehörlose konnten dadurch per Knopfdruck wichtige Informationen aus Sport und Politik auf dem Bildschirm abrufen. Die revolutionäre Neuerung aber war das wahl-



Eva Böning: Ihre Hobbys sind häkeln, stricken, lesen, malen, Briefe schreiben aus dem Urlaub, wandern, Radio hören, Märchenfilme anschauen, mit dem Vater Schallplatte oder CD hören und Klavier spielen. Foto: Christof Becker

1957 gab es bereits mehr als eine Million TV-Teilnehmer. Ein neues Fernsehzeitalter begann, als Willy Brandt am 25. August 1967 mit einem symbolischen Knopfdruck auf der Funkausstellung das Farbfernsehen in Deutschland startete.

### Sendereihe für Gehörlose

Da OmU-Filme rar waren und Gehörlose vom aktuellen Fernsehprogramm nahezu vollständig ausgeschlossen waren, forderten die Verbände und Eltern gehörloser Kinder vielfach eine eigene Sendung mit Untertiteln für Gehörlose und Schwerhörige. Dadurch baute der damalige Redakteur des Bayerischen Rundfunks, Enzo von Cramon, ab 1974 die Sendereihe „Sehen statt Hören“ auf, die ab

weise Einblenden der Teletext-Untertiteln am unteren Bildrand. 1980 wurde als erste Sendung der beliebte Tatort mit Untertiteln ausgestrahlt. Die geringe Anzahl aktueller Sendungen mit Untertiteln veranlassten den damaligen Präsidenten des Deutschen Gehörlosenbundes, Wolfgang Czempin, 1981 eine Unterschriftensammlung zu starten. Ganze 575.000 Unterschriften wurden für die Untertitelung der Tagesschau gesammelt.

1984 startete mit RTL der erste Privatsender, 1985 folgte SAT1 und 1989 Pro7. Im gleichen Jahr wurde der erste untertiteltaugliche Videorekorder in Serie produziert. Für den Grundig VS 680 VPT durfte man allerdings stolze 4.000 DM auf den Ladentisch legen.

### Vorreiter USA

Während sich in Deutschland die TV-Sender sehr schwer tun, das Untertitelangebot auszubauen, ging es in anderen Ländern mit Riesenschritten voran. Die USA schreiben 1990 durch das Behindertengesetz, den „Americans with Disabilities Act“ (ADA), für alle öffentlich-rechtlich produzierten Sendungen die Untertitelung gesetzlich vor. US-Bürger können für fast jedes Programm aus ihrem mehrere hundert Sender umfassenden Fernsehangebot Untertitel empfangen.

1991 startete der erste Bezahlssender Premiere, und 1995 wurde die DVD entwickelt, die Filme im CD-Format mit Untertiteln in mehreren Sprachen enthalten konnte. Da DVDs noch sehr teuer waren, wurden 1997 mit dem Movietext Videokassetten mit „versteckten“ Untertiteln ausgestattet. Mit dem Movietext-Dekoder – einem kleinen Zusatzgerät – konnten die Untertitel eingeblendet werden. Mit der Einführung von DVD-Rekordern ging der Umsatz von Videorekordern langsam aber stetig zurück.

In Kanada wurden 1995 von der Radio- und Fernsehkommission (CRTC) Bestimmungen mit dem Ziel erarbeitet, TV-Sendungen für gehörlose und hörgeschädigte Zuschauer zugänglich zu machen. Im Jahr 2000 traute sich der erste Privatsender ProSieben an die Untertitelung heran und strahlt seitdem 1x pro Woche, meist samstags, einen untertitelten Spielfilm aus.

Am 1. Mai 2002 trat das Bundesbehindertengleichstellungsgesetz in Kraft und somit erhielt die Deutsche Gebärdensprache ihre lang geforderte gesetzliche Anerkennung. Da dieses Gesetz als Instrument eine Zielvereinbarung vorsah, wurde am 22. Juni 2002 durch Dr. Ulrich Hase, den Präsidenten der Deutschen Gesellschaft der Hörgeschädigten, die verbandsübergreifende Arbeitsgruppe „Untertitel und Gebärdenspracheinblendung“ ins Leben gerufen, die ich leiten durfte. Ziel der Arbeitsgruppe war, eine Zielvereinbarung mit Fernsehsendern vorzubereiten, welche diese zu einem schrittweisen Ausbau des barrierefreien Programms verpflichten sollte. Leider konnte die Vereinbarung nur auf freiwilliger Basis und nur mit Privatsendern abgeschlossen werden. Sie war insofern wenig hilfreich.

Im Jahr 2002 wird in Kanada den größten Sendern auferlegt, Videotext-Untertitel bei sämtlichen Nachrichtensendungen und bei 90 Prozent des übrigen Programms verfügbar zu machen. Im weltweiten Vergleich nimmt Kanada den ersten Rang ein. Im gleichen Jahr verpflichten die USA die TV-Sender, Untertitel für mindestens 50 Prozent des Programms bereitzustellen. Seit 2006 müssen – von wenigen Ausnahmen abgesehen – alle neuen Sendungen und 75 Prozent der alten Sendungen Untertitel haben.

Am 6. Oktober 2002 startete der zweite Privatsender Kabel1 mit der wöchentlichen Untertitelung von Spielfilmen und begann mit der 9-teiligen „Winnetou“-Reihe. Da es nur wenige Sender gab, die Gebärdensprache in die laufende Sendung einblendeten, wurden im März 2003 vom Institut für Rundfunktechnik in München zwei Systeme vorgestellt, um Gebärdensprachdolmetscher wahlweise hinzuzuschalten. Das erste System verwendete einen realen Dolmetscher und das zweite eine animierte Kunstfigur. Es war ein offenes Geheimnis, dass die Einschaltquote bei Phönix während der Dolmetschereinblendung der Sendungen Tagesschau und heute-journal zurückging. Schließlich sieht es kein

Während sich in Deutschland die TV-Sender sehr schwer tun, das Untertitelangebot auszubauen, ging es in anderen Ländern mit Riesenschritten voran.

Sender gerne, wenn „bildlich in die Sendung eingegriffen wird, ohne dass der Zuschauer die Wahl hat“, wie der damalige Leiter des Instituts für Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser, Prof. Prillwitz, in einer repräsentativen Untersuchung feststellte.

2003 verabschiedete das britische Parlament ein Kommunikationsgesetz, das eine deutliche Zunahme der Untertitel bei den kommerziellen Sendern und Satellitenprogrammen forderte, um die Zugänglichkeit für hörgeschädigte Zuschauer zu verbessern. Danach müssen analoge und digitale Kabel- und Satellitensender bis zum Jahre 2008 mindestens 60 Prozent ihrer Programme untertiteln lassen. Der öffentlich-rechtliche Sender BBC ist von dem Gesetz nur indirekt betroffen. Für die BBC haben allerdings bereits zuvor Bestimmungen gegolten, die besagen, dass sämtliche Sendungen bis zum Jahre 2009 untertitelt sein müssen. Der Sender setzt ohnehin seit Langem Standards in diesem Bereich und untertitelt einen Großteil seines Programms.

Am 9. Juli 2003 tritt das Bayerische Gleichstellungsgesetz in Kraft, das barrierefreie Medien erstmalig erwähnt. Im November 2003 startet das „Beamtitling“-Pilotprojekt. Hierzu entwickelte die Firma Titelbild ein System, um im Kino Untertitel per Beamer in den laufenden Film einzublenden. Im April 2004 kündigt „Metro Goldwyn Mayer“ an, künftig DVD-Untertitel einsparen zu wollen, worauf ein Sturm der Entrüstung losbricht. Die Protestaktion hatte großen Erfolg, denn MGM verkündete, das Untertitel-Angebot weiter ausbauen zu wollen.

### Untertitel: zu wenig und zu schlecht

An Untertiteln gibt es zwei Dinge auszusetzen: Sie sind zu wenig und zu schlecht. In Untertiteln sollte eigentlich das zu lesen sein, was Hörende hören – nicht mehr und nicht weniger. In der Praxis wurden die Untertitel willkürlich ver-

einfacht, gekürzt und zensiert nach dem Motto, Gehörlose können eh nicht lesen und schreiben. Da Gehörlose in der Regel gut von den Lippen ablesen können, fällt ihnen immer öfter auf, dass das Gesagte nicht mit den Untertiteln übereinstimmt. Dementsprechend wurde der Ruf nach einer unzensierten 1:1-Untertitelung lauter. Am 11. Juni 2004 strahlte der ORF mit der Sendung „Auf der Jagd“ probeweise eine echte 1:1-Untertitelung aus, die in einer anschließenden Umfrage sehr positiv von den Gehörlosen aufgenommen wurde. In der Folge fand bei den Fernsehsendern ein Umdenken statt. Dazu hat auch die Kampagne der Aktion Mensch „Nichts über uns, ohne uns“ beigetragen.



Helge Depka: Sein Hobby sind die Karl-May-Festspiele.

Im Juli 2004 beginnt das Bezahlfernsehen Premiere mit der Untertitelung aller fünf Filmkanäle. Mit dem Start von 20 untertitelten Filmhighlights kamen jeden Monat zehn neue Filme mit Untertitel dazu. Das Abo kostete 20 Euro pro Monat. Den Anstoß gab der Wegfall der ermäßigten Abogebühren für Schwerbehinderte. Statt gegen die Gebühr zu protestieren, entschied man, sich für eine Untertitelung einzusetzen. Leider wurde das Untertitelangebot nach einem Jahr wieder eingestellt. Man hatte einfach versäumt, das Merkmal „Hörgeschädigt“ zu erfassen, und ist von einer zu geringen Zahl gehörloser Abonnenten ausgegangen.

Die Firma Fast integrierte im Oktober 2004 als erste eine Untertitelfunktion in den Festplattenrekorder. Das Gerät für Kabelanschluss konnte bis zu 100 Stunden Filme mit UT aufzeichnen. Es war allerdings sehr lästig, vor jeder Aufnahme die zugehörige Zahl der Untertitel-Teletextseite

einzugeben. Denn anders als in England, wo die Untertitel standardmäßig auf der Seite 888 ausgestrahlt werden, verwenden die TV-Sender in Deutschland mit 149, 150, 160 und 777 unterschiedliche Seitenzahlen.

Neuere Festplattenrekorder der Firmen Technisat und Topfield nahmen jedoch das komplette Fernsehsignal inklusive Teletext auf, so dass man zumindest bei der Aufnahme keine Seitenzahlen mehr einstellen musste. Zudem gab es für jede Empfangsart, Antenne, Kabel und Satellit, ein Festplattenmodell mit Untertitelaufnahme.

Den Bemühungen der Hörgeschädigten-Verbände, die Fernsehsender per Rundfunkstaatsvertrag zu mehr Untertitelung zu verpflichten, stand die Programm-



Foto: Christof Becker

autonomie der TV-Sender entgegen. Das hat einen geschichtlichen Hintergrund, da Hitler während der Machtergreifung die Rundfunksender zu Propagandazwecke missbrauchte. Um das in Zukunft zu vermeiden, wurde die Programmautonomie im Grundgesetz verankert, wonach Rundfunkveranstalter über die Inhalte und den Umfang ihrer Programme grundsätzlich selbst entscheiden. Das machte es den Verbänden schwer, eine Untertitelpflicht festzuschreiben. In der Protokollerklärung zur Änderung des NDR-Staatsvertrages im Jahre 2005 heißt es lediglich: „Die Länder bitten den NDR, über sein bereits bestehendes Engagement hinaus im Rahmen seiner finanziellen Möglichkeiten barrierefreie Angebote vermehrt aufzunehmen.“

Im Februar 2006 untertitelten die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten rund 100 Stunden der Olympischen Winterspiele. Die Eingabe der Texte erfolgte in Potsdam

mit einer Kombination aus Spracherkennungssoftware und Tandem-Keyboards. Da Sportsendungen in der Regel aus dem Off kommentiert werden, haben Gehörlose wenige Möglichkeiten, das Gesprochene mit den Untertiteln zu kontrollieren. Aus diesem Grund werden unverhältnismäßig viele Sportsendungen Untertitelt. Besonders ärgerlich ist, wenn willkürlich andere oder zusätzliche Informationen Untertitelt werden, die Zuschauer nicht zu hören bekommen.

Im Januar 2007 führte die Firma Psyma im Auftrag des ZDF per Teletext eine Untertitelumfrage durch. Nach wenigen Tagen gingen über 1000 Anfragen ein. Die Teilnehmer wünschten sich einen größeren Ausbau des Untertitelangebots. Im Mai 2007 wurde die „Untertitelhexe“ der Öffentlichkeit vorgestellt. Das kleine Zusatzgerät erlaubte das automatische Einblenden der Teletext-Untertitel, sofern sie von den Fernsehsendern ausgestrahlt werden. Dadurch musste man sich auch keine Seitenzahlen mehr merken. Allerdings funktioniert die Untertitelhexe nur mit den alten Röhrenfernsehern.

Im April 2007 beschäftigte sich der wissenschaftliche Dienst des Landtags in Schleswig-Holstein mit der Frage, inwiefern Artikel 5 Absatz 1 Satz 2 Grundgesetz (Programmautonomie) der Herstellung von Barrierefreiheit im Fernsehen entgegensteht, und kam zum

## Im September 2010 einigten sich die Hörgeschädigtenverbände auf ein neues Untertitelsymbol. Es soll das bisherige durchgestrichene Ohr ersetzen.

Ergebnis, dass ein Eingriff in den Rundfunkstaatsvertrag rechtlich zulässig ist. Am 25. Mai 2007 beschließen die EU-Fernsehminister eine neue Fernsehrichtlinie, welche die Mitgliedstaaten verpflichtet, geeignete Maßnahmen zu treffen, um die audiovisuellen Mediendienste schrittweise für Hörgeschädigte und Sehbehinderte zugänglich zu machen. Am 23. August 2008 findet dank der Gruppe Sign-Dialog eine große Untertiteldemonstration in Köln mit 7.000 Teilnehmern statt, worauf der WDR spontan sein Untertitelangebot auf 60% verdoppelt.

Am 20. Oktober 2008 werden 179.875 Unterschriften an Kurt Beck, den Vorsitzenden der Rundfunkkommission der Länder, übergeben. Herr Beck setzte sich dafür ein, dass am 1. Juni 2009 in den 14. Rundfunkstaatsvertrag ein Abschnitt aufgenommen wurde, dass Fernsehsender barrierefreie Angebote ausbauen sollen. Uns wäre ein Abschnitt lieber gewesen, der die Fernsehsender verpflichtet, einen konkreten Anteil des Fernsehangebots zu Untertiteln.

Am 11. Juni 2010 wird die HbbTV-Spezifikation durch das ETSI publiziert. Durch HbbTV kann der Fernseher auch Internetinhalte wiedergeben. So ist zum Beispiel eine wahlweise Dolmetschereinblendung möglich, wobei der

Dolmetscher per Internet in das laufende Fernsehbild einblendet wird.

Am 1. August 2010 sprechen sich die Vertreter der Deutschen Gesellschaft der Hörgeschädigten, des Deutschen Gehörlosenbundes und des Deutschen Schwerhörigenbundes für eine Drittelrundfunkgebühr für Hörgeschädigte aus, wenn folgende Bedingungen erfüllt werden:

- 1.) Schrittweise Erreichung einer Quote von 100% Untertitel für alle Fernsehsendungen der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten zwischen 6 Uhr früh und 2 Uhr nachts.
- 2.) Schrittweise Erreichung einer Quote von 5% Gebärdenspracheinblendungen, die nicht zur Einschränkung des Untertitelangebots führen darf.
- 3.) Eine von Hintergrundgeräuschen ungestörte Tonqualität bei Fernsehen und Rundfunk, so dass die Sprachverständlichkeit für schwerhörige Menschen sichergestellt wird.

### Neues Untertitelsymbol

Im September 2010 einigten sich die Hörgeschädigtenverbände auf ein neues Untertitelsymbol. Es soll das bisherige durchgestrichene Ohr ersetzen und zum Ausdruck bringen, dass im Sinne der Inklusion alle Menschen die Untertitel nutzen können. Dazu gehören auch Kinder und Menschen mit Migrationshintergrund, um Deutschkenntnisse zu verbessern oder Menschen mit Lese- und Rechtschreibschwäche.

Am 19. Dezember 2010 startet RTL mit der Untertitelung jeweils eines Spielfilms am Samstagabend. Da RTL keine Teletext-Untertitel, sondern digitale DVB-Untertitel ausstrahlt, sind Gehörlose gezwungen, einen Digitalreceiver zu kaufen. Am 3. November 2011 beginnt auch der Sender VOX mit der Untertitelung von Spielfilmen. Jeden Donnerstagabend und teilweise an Feiertagen können wie bei RTL digitale Untertitel zugeschaltet werden.

Am 7. Januar 2012 fand in Frankfurt wieder eine Untertiteldemonstration statt. Die Vertreter der Gehörlosenverbände forderten mit Nachdruck den Ausbau des Untertitelangebots. Es kann schließlich nicht sein, dass Gehörlose ab 2013 mit 1/3 der Rundfunkgebühr zur Kasse gebeten werden, aber dafür nur eine geringe Gegenleistung von durchschnittlich 16,8% Untertitelung erhalten.

Kontakt: [SchneiderBernd@web.de](mailto:SchneiderBernd@web.de)

*\*Bernd Schneider ist Mitglied der Deutschen Gesellschaft der Hörgeschädigten-Selbsthilfe und Fachverbände e.V., Arbeitsgruppe Untertitel und Gebärdenspracheinblendung.*

## Komfort für alle Reisen ohne Barrieren

Rüdiger Leidner\*

Untersuchungen wie z.B. die im Auftrag des Bundeswirtschaftsministeriums erstellte Studie „Ökonomische Impulse eines barrierefreien Tourismus für alle“ zeigen, dass auch die rund sieben Millionen Menschen mit einer Schwerbehinderung in unserer Gesellschaft dieselben Reisewünsche haben wie die Mehrheit der Bevölkerung in Deutschland. Trotzdem verreisen sie deutlich weniger als der Durchschnitt.

Dass diese unterdurchschnittliche Reiseintensität nicht in erster Linie auf fehlende körperliche oder finanzielle Fähigkeiten zurückzuführen ist, brachte die im Rahmen dieser Untersuchung durchgeführte Umfrage zu Tage: 37 % der Befragten gaben an, dass sie wegen fehlender barrierefreier Reiseangebote schon einmal auf eine Reise verzichtet hätten und 48 % würden häufiger verreisen, wenn es mehr barrierefreie Angebote gäbe.

### Kultur- und Städtereisen sind für Reisende mit einer Behinderung vielfach nur mit Abstrichen oder auch gar nicht durchführbar.

Man darf hierbei nicht nur an den großen Jahresurlaub mit Sonne und Meer denken, sondern auch an die Kurzurlaube und Wochenendausflüge. Kultur- und Städtereisen, die für „Otto Normaltourist“ nicht nur kein Problem darstellen, sondern auch Teil des Lebensstils geworden sind, sind für Reisende mit einer Behinderung jedoch vielfach nur mit Abstrichen oder auch gar nicht durchführbar.

Jede Reise – auch wenn es nur ein Tagesausflug ist – beginnt mit einer Informations- und Planungsphase. Daran schließt sich in aller Regel die Nutzung eines Verkehrsmittels an, um am Ziel bestimmte Aktivitäten durchzuführen. Das kann der Besuch eines Cafés ebenso sein wie der Besuch einer Ausstellung, einer Sportveranstaltung oder eines Parks. Bei einer mehrtägigen Reise kommt als weiteres Glied dieser Kette dann noch das Hotel oder die Wohnung dazu. Erschwernisse bzw. Barrieren können an jeder Stelle auftreten.

#### Die Informationsbarriere

Zunächst einmal müssen geeignete Angebote vor Ort gefunden werden, für die sich die Reise lohnt, d.h., die trotz der Behinderung zugänglich und nutzbar sind. Menschen mit Behinderung informieren sich, wie andere Reisende auch, über Printmedien und elektronische Informations-

systeme über touristische Angebote. Häufig stoßen sie hier bereits auf Barrieren wie z.B. zu kleine Schrift, mangelnde Kontraste, komplizierte Navigation auf Internetseiten oder schwer verständliche Sprache. Die Anforderungen für Internetdarstellungen sind in der Bundesinformationstechnik-Verordnung (BITV 2.0) festgelegt. Das bedeutet nicht, dass eine barrierefreie Internetseite eine völlig andere Darstellung haben muss. Sie muss aber auf jeden Fall ohne Maus und nur über die Computertastatur bedienbar sein, und Grafiken und Symbole müssen mit einem Text versehen sein.

#### Die Verkehrsmittelbarriere

Natürlich sind sog. „Schwerbehindertenplätze“ in Zügen heute selbstverständlich. Aber die Zahl der Rollstuhlplätze ist längst nicht ausreichend. Es kommt also durchaus vor,

dass ein anderer Zug gewählt werden muss, weil entweder kein Rollstuhlplatz vorhanden oder dieser bereits reserviert ist. Viel gravierender aber ist, dass der sogenannte „Mobilitätsservice“ der Bahn, der beim Ein-, Um- und Aussteigen hilft, nicht an allen Bahnhöfen

existiert. Dann müssen andere Reisewege gesucht werden. Wenn nämlich der Mobilitätsservice nur zeitlich eingeschränkt, also z. B. nur bis 18 Uhr oder sonntags gar nicht zur Verfügung steht, kann das dazu führen, dass eine Übernachtung mehr eingeplant werden muss oder der letzte Tag nicht voll genutzt werden kann, um nicht teure Alternativen wie Behindertenfahrdienste oder Spezialtaxis buchen zu müssen. Diese aufwendige Reiseplanung macht deutlich, dass Reisen für Menschen mit Behinderung nicht nur umständlicher, sondern vielfach auch teurer ist. Last-Minute-Angebote, die von nichtbehinderten Reisenden gerne genutzt werden, können unter diesen Umständen kaum in Anspruch genommen werden.

#### Barrieren vor Ort

Aber auch wenn man glaubt, geeignete Angebote gefunden zu haben, stellt sich immer die Frage, ob die Angaben auch zutreffen. Natürlich gibt es Hotels und Restaurants, die mit einem Piktogramm darauf hinweisen, dass sie barrierefrei für Gäste im Rollstuhl sein wollen. Aber trifft das auch wirklich für den eigenen Rollstuhl zu? 2005 haben fünf Behindertenverbände eine sogenannte „Zielvereinbarung“ mit dem Deutschen Hotel- und Gaststättenverband und dem Hotelverband Deutschland abgeschlossen, um eine einheitliche Kennzeichnung barriere-



Bequem reisen, gut ankommen, die Ferien ohne Barrieren genießen: Für Menschen mit Behinderung ist das keine Selbstverständlichkeit. Foto: Natko e.V.

freier Hotels und Gaststätten nach festgelegten Kriterien zu erreichen. Die Erfüllung der Kriterien und damit die korrekte Verwendung der Piktogramme wird jedoch nicht extern überprüft, sondern beruht auf der Selbsteinschätzung des Betreibers. Angesichts der Probleme, die Reisenden mit Behinderung aufgrund unvollständiger oder falscher Information entstehen können, wäre eine unabhängige Stelle, ein sogenannter „Barrierefreiheits-TÜV“, dringend geboten. Es kann den Reisespaß sehr verderben, wenn zwar ein Aufzug vorhanden ist, die zwei Stufen kurz davor aber versehentlich nicht berücksichtigt wurden. Noch kritischer wird es, wenn zwar die Zimmertür breit genug ist für den Rollstuhl, sich die Tür zum Bad aber nicht weit genug öffnen lässt. Das sind nur zwei Beispiele, die aber nicht aus der Luft gegriffen sind und dazu führen können, dass vor Ort die Pläne plötzlich geändert werden müssen oder die Reise sogar abgebrochen werden muss, noch bevor der Urlaub richtig angefangen hat. Außerhalb des Hotels stellt sich die Frage, inwieweit der individuelle Aktionsradius durch Barrieren eingeschränkt wird. Das gilt nicht nur für die Wahl von Restaurants oder Schwimmbad- bzw. Saunabesuche, sondern auch für kulturelle Aktivitäten. Nicht alles lässt sich schließlich vorher im Detail planen, und außerdem gehört zum Urlaubsgefühl ja auch die Möglichkeit zu spontanen Aktivitäten, von denen man vielleicht erst vor Ort erfährt.

Natürlich gibt es Reiseveranstalter, die ausschließlich Reisen für Menschen mit Behinderung und deren

Begleitung durchführen. Es gibt in Rheinsberg bei Berlin auch ein vollständig barrierefreies Hotel für Gäste im Rollstuhl, ebenso wie es in einigen Bundesländern die sog. „Aurahotels“ der Landesblindenverbände gibt, die Unterstützung für blinde und sehbehinderte Gäste bereitstellen. Diese Spezialangebote, so wichtig sie im Einzelfall sein können, ändern aber nichts daran, dass je nach Behinderungsart die Wahlmöglichkeiten z. T. erheblich eingeschränkt sind.

Wie Reisen ablaufen sollten, ohne dass Reisende mit dauerhaften oder temporären Beeinträchtigungen ausgeschlossen werden, steht seit 2006 in der UN-Behindertenrechtskonvention. Die Vertragsstaaten treffen geeignete Maßnahmen, heißt es dort in Artikel 9, mit dem Ziel, „für Menschen mit Behinderungen den gleichberechtigten Zugang zur physischen Umwelt, zu Transportmitteln, Information und Kommunikation ... zu gewährleisten“ und, so Artikel 20, ihre persönliche Mobilität „in der Art und Weise und zum Zeitpunkt ihrer Wahl und zu erschwinglichen Kosten“ zu erleichtern.

Denn ohne diese Verpflichtungen würde die Verpflichtung in Artikel 30, „Menschen mit Behinderungen die gleichberechtigte Teilnahme an Erholungs-, Freizeit- und Sportaktivitäten zu ermöglichen“, ins Leere laufen.

Der Bundestag hat die UN-Konvention 2009, das Europäische Parlament 2010 ratifiziert. Die Bundesregierung hat im Juni 2011 zwar einen Aktionsplan zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention vorge-

legt. Er macht aber überdeutlich, dass die dort aufgeführten Maßnahmen, die bis ins Jahr 2020 reichen, nicht dazu führen werden, dass die Ziele der UN-Konvention auch nur annähernd erreicht werden.

### Nationale Koordinationsstelle

Die Nationale Koordinationsstelle Tourismus für Alle e. V. (NatKo) wurde bereits 1999 von sieben bundesweit tätigen Behindertenverbänden gegründet. Ihr Ziel ist es, die Öffentlichkeit für die Belange von Reisenden mit Behinderungen zu sensibilisieren und Entscheidungsträger in Politik und Verwaltung sowie der Tourismuswirtschaft bei der Erreichung von mehr Barrierefreiheit zu beraten. Unternehmen der Tourismuswirtschaft haben von dem Beratungsangebot der NatKo bisher kaum Gebrauch gemacht. Das mag an der Unterschätzung der wirtschaftlichen Chancen barrierefreier touristischer Angebote liegen, kann aber auch darauf zurückzuführen sein, dass den vielen Familienbetrieben das Geld dazu fehlt. Das macht deutlich, dass die Herstellung von Barrierefreiheit auch im Tourismus eine politische Aufgabe ist, die mit öffentlichen Mitteln gefördert werden muss.

Es geht auch nicht nur um Freizeit- und Erholungs-, sondern auch um Geschäftsreisen. Denn volle Integration in das Arbeitsleben setzt voraus, dass auch behinderte Beschäftigte Geschäftsreisen eigenständig durchführen können. Gleiches gilt hinsichtlich der Durchführung von Schulausflügen oder Studienreisen, wenn sich in der Gruppe ein Teilnehmer mit einer Behinderung befindet. Die Vertragsstaaten der UN-Behindertenrechtskonvention haben mit ihrer Unterschrift auch dem Prinzip der Inklusion, also der gesellschaftlichen Teilhabe von Menschen mit Behinderung von Anfang an, zugestimmt. Damit kann barrierefreies Reisen aber nicht mehr als weniger notwendig angesehen werden. Reisen ist integraler Bestandteil unseres beruflichen und gesellschaftlichen Lebens. Die Bundesregierung hat die Gründung der NatKo finanziell gefördert, unterstützt inzwischen aber nur noch Einzelprojekte. Die NatKo führt daher verstärkt Projekte auf regionaler und kommunaler Ebene durch. Als Beispiele aus jüngster Zeit sollen an dieser Stelle die Beratung von 30 Gemeinden im mittleren und nördlichen Schwarzwald sowie in der Eifel die Beratung zur barrierefreien Gestaltung eines fast fünf Kilometer langen Rundweges im Nationalpark erwähnt werden. Weitere Regionen sind dabei, ihr Angebot zu verbessern, wie z. B. der Kreis Wesel am Niederrhein oder der Naturpark Lüneburger Heide. Barrierefreiheit ist weit mehr als das, was vielfach als „behindertengerecht“ bezeichnet wird.

- Eine barrierefrei gestaltete Umgebung hilft gehbehinderten Menschen beispielsweise durch Stufenlosigkeit und Rampen sowie breite und leicht zu öffnende Türen.
- Sehbehinderten oder blinden Menschen nützt eine barrierefreie Umgebung durch größere Schrift, gute Kontraste, Bodenleitsysteme und akustische Ampeln.
- Schwerhörigen oder gehörlosen Menschen hilft

Barrierefreiheit, indem akustische Informationen wie z.B. Lautsprecheransagen gemäß dem „Zwei-Sinne-Prinzip“ stets auch in Schriftform angeboten werden.

- Menschen mit kognitiven Einschränkungen hilft Barrierefreiheit durch Verwendung einer leicht verständlichen Sprache.

Diese Auflistung macht deutlich, dass eine barrierefrei gestaltete Umgebung natürlich nicht nur Menschen mit Behinderungen nützt, sondern ebenso Eltern mit Kinderwagen oder Personen mit Gepäck, Brillenträgern ebenso wie allen Menschen mit Orientierungsproblemen, z.B., weil sie sich gerade in fremder Umgebung befinden. Aufgrund der demografischen Alterung der Bevölkerung profitieren immer mehr Menschen von barrierefreien Angeboten, auch wenn sie im gesetzlichen Sinne nicht schwerbehindert sind.

Eine in diesem Sinne richtig verstandene Barrierefreiheit ist insofern – und das stand bereits in der eingangs erwähnten Untersuchung des Bundeswirtschaftsministeriums,

- für etwa 10% der Bevölkerung zwingend notwendig,
- für 30-40% hilfreich,
- aber für 100% komfortabel.

Die NatKo wünscht eine gute und barrierefreie Reise!

Kontakt: [leidner@natko.de](mailto:leidner@natko.de)

*\*Dr. Rüdiger Leidner ist Vorstandsvorsitzender der Nationalen Koordinationsstelle.*



Mobilitätsservice der Bahn

Foto: Natko e.V.

# Pfadfinden mit und ohne Behinderung ist „nix Besonderes“

## Freizeit in der Pfadfinderschaft Sankt Georg (DPSG)

Jörg Duda\*

Bereits in Zeiten von „Krüppeln“ und Wegsperrern engagierte sich die Deutsche Pfadfinderschaft Sankt Georg für Menschen mit Behinderungen. Das ist nicht immer einfach, das ist es immer wert. Das Engagement der Mitglieder der Deutschen Pfadfinderschaft Sankt Georg (DPSG) gründet sich aus zwei tiefen Wurzeln: die Pfadfinderbewegung nach der Idee ihres Gründers Lord

Mitgliedern helfen, das eigene „Leben zu entdecken und bewusst in die Hand zu nehmen“. In der DPSG erfahren sich Menschen mit und ohne Behinderung in „ihrer Selbstständigkeit und als wechselseitige Bereicherung. Durch praktisches Tun und reflektierte Erlebnisse werden die Fähigkeiten jeder und jedes Einzelnen angesprochen und entwickelt.“ (Ordnung der DPSG)



Jutta Krüger: Ihre Hobbys sind Decken besticken, Fußball spielen (BVB-Fan), lesen, Fahrrad fahren und bosseln. Foto: Christof Becker

Robert Baden-Powell und die Botschaft Jesu Christi.

Beide Ursprünge finden im Menschenbild des Verbandes Beachtung. Aus diesem leitet sich ab das Engagement für Schöpfung (Fachbereich Ökologie), weltweiten Einsatz (Fachbereich Internationale Gerechtigkeit) und im Fachbereich Behindertenarbeit als drittem Engagementfeld. Eine neutestamentliche Betrachtung der Menschen mit allen Schwächen und Unzulänglichkeiten ist die Sichtweise des Verbandes. Dieser will den

Die DPSG vermittelt ihren Mitgliedern ein Menschenbild, das nicht den Defekt als solches für den Menschen relevant ansieht. Relevant sind vielmehr die Folgen, die aktive Behinderung des Menschen durch Barrieren. Insofern ist die DPSG in ihrem Selbstverständnis nah bei der gültigen und in der Umsetzung nötigen UN-Behindertenrechtskonvention. Diese geht von einer Subjektorientierung aus. Diese findet sich seit Gründung der Pfadfinderbewegung in dem Ausspruch „look at the

boy“ / „look at the girl“. Leiterinnen und Leiter betrachten Kinder und Jugendliche in ihren Gruppen mit unterschiedlichen Teilhabechancen individuell. Inklusion – begriffen als ein gleichberechtigtes Miteinander unter Anerkennung unterschiedlicher Voraussetzungen und mit dem Ziel einer Gesellschaft, die Bedürfnisse durchgängig bei Entscheidungen berücksichtigt – ist seit vielen Jahren schon Blickrichtung innerhalb der DPSG: Pfadfinden mit und ohne Behinderung ist „nix Besonderes“ – so das Motto des Fachbereiches.

In der DPSG darf aber nicht darüber hinweggesehen werden, dass Teilhabe Grenzen hat. Die Ziele des Verbandes, die Förderung und Entwicklung der Mitglieder, sind allgemein gültig. Mit ihrer Individualität bringen aber alle Mitglieder eine je eigene Biografie mit in die

### Historischer Abriss

Bereits 1958 fand die erste Freizeit mit Menschen mit Körperbehinderungen statt. Bereits damals war die Ausschreibung gestaltet im Sinne eines „Mit“ und nicht „Für“. 1964 wird das Referat Behindertenarbeit auf Bundesebene eingeführt und 1965 vom Bundesthing (der heutigen Bundesversammlung als höchstem beschlussfassendem Gremium) politisch verabschiedet und in die Verbandssatzung mit aufgenommen.

Zeitgleich gründete sich das Bundeszentrum in Westernohe. Gelegen im Westerwald, zwischen Bäumen, Gras und Hügeln, startete es als „Erholungsheim für behinderte Kinder und Jugendliche“. Es ist heute zentraler Zeltplatz mit vier Tagungshäusern des Verbandes mit über 35.000 Übernachtungen im Jahr, viele davon durch Träger



Kirsten Dierks: Ihre Hobbys sind puzzeln, Musik hören, putzen und basteln.



Foto: Christof Becker

Pfadfindergruppen. Daher wird es in Zukunft auch verstärkt darum gehen müssen, Teilhabe im und Zugangsmöglichkeiten zum Verband genauer zu betrachten. Dem Ansatz des Diversity Managements folgend, müssen auch Merkmale wie Religion, soziokultureller Hintergrund, Geschlecht und auch Behinderung stärker als bisher als Querschnittsthema betrachtet werden. Durch die Auseinandersetzung mit Biografien und dem Bewusstwerden unterschiedlicher Voraussetzungen kann es gelingen, die Teilhabechancen jedes einzelnen Kindes zu erhöhen.

der Behindertenhilfe. Alleine Pfingsten zelten heute rund 4.000 Pfadfinderinnen und Pfadfinder dort für vier Tage. 1969 erweiterte die DPSG ihren Behinderungsbegriff und nahm auch Kinder und Jugendliche mit geistiger Behinderung auf.

Wichtig war und ist bis heute die Verankerung des Themas Behindertenarbeit durch politische Mandatsträgerinnen und Mandatsträger in den Ebenen des Verbandes. Ehrenamtliche Referentinnen und Referenten stehen als vollwertige Mitglieder der Leitungsebene für das Thema Behindertenarbeit ein. Darüber hinaus finden

Netzwerktreffen, Ausbildungsveranstaltungen und Fachkonferenzen statt. Bei Letzteren werden mit Verantwortlichen der Ebenen Konzepte, Themen und Handlungsformen politisch und gesellschaftlicher Art entwickelt, verabschiedet und auf eine breite Basis gestellt. Innerhalb der Pfadfinder- und übrigen Jugendverbände betreibt nur die DPSG so engagiert die Arbeit in diesem Themenfeld, was über Jahre zu einem Alleinstellungsmerkmal innerhalb der Kinder- und Jugendverbände wurde.

Die ehrenamtlichen, erwachsenen Gruppenleiterinnen und Gruppenleiter sind gut ausgebildet in der pfadfinderischen Pädagogik und der Lebenswelt ihrer Gruppenkinder in den vier Altersstufen. Die DPSG hat nicht den Anspruch und kann diesen als Nicht-

Betrachtung und auch Wahrnehmung durch Gruppenmitglieder von Behinderung.

### Ziele des Verbandes im Fachbereich Behindertenarbeit

Im „Konzept des Fachbereiches Behindertenarbeit“ hat sich die DPSG-Bundesversammlung Ziele gegeben. Im Wesentlichen lassen sich diese auf vier zusammenführen.

- In der DPSG wird das von der Behindertenhilfe oftmals propagierte Ziel – die Mischung der beiden Säulen „Behindertenhilfe“ und „Jugendhilfe“ (Stichwort „Große Lösung“) – seit Jahren innerverbandlich abgeleitet praktiziert. Kinder und Jugendliche werden als Kinder und Jugendliche gesehen. Mit diesem Wissen um das „Wie“ – auch unter einem sozialräumlichen Aspekt – ergibt



Malte Ining: Seine Hobbys sind: Basketball und Fußball, Wii spielen und mit Freunden treffen.

Foto: Christof Becker

Behindertenverband auch nicht haben, dass Leiterinnen und Leiter in die Rolle von Pädagoginnen und Pädagogen im Umgang mit Kindern und Jugendlichen rutschen.

Dieses Spannungsverhältnis eines unbefangenen Umgangs mit Kindern und Jugendlichen mit Behinderung(en) ist ein Garant für den Erfolg und das Konzept des Fachbereiches Behindertenarbeit. Kinder und Jugendliche werden als Erstes als das gesehen, was sie sind, nämlich als Kinder und Jugendliche. Die Behinderung rückt in den Hintergrund.

Gerade auch innerhalb der vier Altersstufen von 7 bis 21 Jahren verschimmen Unterschiede in der

sich der natürliche Anspruch, auch Partner und Experte in Gesellschaft, Politik und Kirche zu sein für das Thema Behindertenarbeit.

- Kinder und Jugendliche, die als Mitglieder im Verband mitwirken, müssen im Rahmen ihrer Möglichkeiten nach Erreichen des 21. Lebensjahres die Gelegenheit erhalten, Leitung wahrzunehmen. Dies muss auch für erwachsene Leiterinnen und Leiter mit Behinderung im Besonderen gelten. Die derzeitigen Ausbildungskonzepte erlauben – aufgrund ihrer Ziele und zur Umsetzung nötigen Methodik und Didaktik – Menschen z.B. mit einer geistigen Einschränkung nur einge-

schränkt die Teilnahme an Ausbildungsveranstaltungen. Hier muss sich der Verband auf den Weg machen. Auch Menschen mit Behinderungen müssen verstärkt die Chance erhalten, Leiterinnen und Leiter zu werden. Dies natürlich im Bewusstsein, dass die Rahmenbedingungen für jeden und jede entsprechend gestaltet sein müssen.

- Das Unbekannte ist oftmals fremd. In Zeiten, in denen zum Beispiel junge Erwachsene nicht mehr Zivildienst in Einrichtungen der Behindertenhilfe machen und ihnen so die „Parallelwelt“ verschlossen bleibt, ist es umso wichtiger, dass der Kontakt mit Einrichtungen – und damit mit Menschen – der Behindertenhilfe gesucht wird. Mitglieder der DPSG – ob die Wölflingsmeute mit Sieben- bis Zehnjährigen oder ein Leitungsgremium – sollen angeregt werden, den ersten Schritt zu gehen. Aus Begegnungen mit Menschen werden Beziehungen – oftmals dauerhafte. Diese ersten Schritte können Teil eines Prozesses sein, Kinder und Jugendliche mit Behinderung(en) an den Verband heranzuführen.
- Die DPSG muss sich auch selbstkritisch reflektieren und auf Grundlage dessen immer wieder neu ausrichten. Durch diese Reflexion passiert viel Weiterentwicklung. So wird die zentrale verbandliche Publikation, die „Ordnung der DPSG“, auch in Leichter Sprache angeboten. Bei Großveranstaltungen sind rollstuhlgerechte Miettoiletten Standard. Aber auch die DPSG muss beispielsweise im Bereich der Zugänge zu Informationen (Neue Medien vs. Barrierefreiheit im Netz) auch weiterhin die eigenen Publikationen, Veranstaltungen und Teilhabemöglichkeiten kritisch überprüfen. Dies gilt für Menschen mit Behinderung(en) ebenso und aber auch für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene. Selbstbestimmte Teilhabe ist seit Jahren ein hohes Ziel in der DPSG.

### Verbandliche Aktivitäten

Theorie ist gut, aber wie es in der Praxis aussieht, sollen drei Beispiele einigermaßen anschaulich darstellen.

#### • Bundesverband – Westernohe

Neben der Durchführung von Ausbildungsveranstaltungen, Netzwerkarbeit und politischer Vertretung des Verbandes sollen hier zwei Engagementebenen vorgestellt werden.

Westernohe ist das verbandliche Zentrum im Westernwald. Die Zeltplätze für 4.000 Menschen und vier Häuser wurden bereits Ende der 1950er Jahre entwickelt und sukzessive erbaut, so dass heute etwa 35.000 Übernachtungen pro Jahr stattfinden.

Rund ein Viertel der Gäste kommt aus dem Bereich der Behindertenhilfe. Barrierefreie Zugänge und Serviceleistungen wie die Kooperation mit einem Geschäft mit Sanitätsbedarf sind selbstverständlich. Aber auch die Schulung der Mitarbeitenden aus Küche, Rezeption, der FSJ- und FÖJ-Leistenden und Reini-

gungskräfte bedarf einer besonderen Betrachtung der Bedürfnisse von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mit Behinderung. Wie Schulklassen besondere Bedürfnisse haben, so hat auch diese Zielgruppe individuelle Wünsche, die im Vorfeld pro-aktiv aufgenommen werden. Angefangen von Bitten um Pflegeleiege, bis hin zu speziellen inhaltlichen Angeboten oder der Frage nach Transport auf dem großen Gelände, stehen die Mitarbeitenden dort professionell bereit.

Auch die Zusammenarbeit mit umliegenden Westerwälder Werkstätten für behinderte Menschen (WfbM) und inhaltliche Angebote für Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit Behinderungen sind konzipiert. Speziell geeignete Duschen und Wannen in den Häusern und auch auf dem Zeltplatz sind Usus. Darüber hinaus sind einige Spielgeräte für sensorisch und motorisch eingeschränkte Kinder und Jugendliche vorhanden. Hier wird demnächst auch noch weiter investiert. Getränkelieferant für das Bundeszentrum seiner Erfrischungs- und alkoholischen Getränke ist Europas erste behindertengerechte Brauerei aus dem Sauerland.

#### • Bundesverband – Jahresaktionen

Seit 1961 gehören die sogenannten Jahresaktionen zum inhaltlichen Programm der DPSG-Gruppen. Unter dem durchgängigen Motto „Flinke Hände, flinke Füße“ sammeln Gruppen aller Ebenen Geld für unterschiedliche Projekte. Darüber hinaus haben Jahresaktionen neben dem solidarischen Aspekt einen hohen Anspruch an Bildungsarbeit. Altersgerecht und an der Lebenswelt orientierte Methoden erfüllen den Anspruch, mit dem sich die Gruppen den jährlich wechselnden Jahresaktionen nähern. Zu Beginn der Jahresaktionen fanden diese ausschließlich im Fachbereich Behindertenarbeit statt. Erst später öffneten sie sich auch anderen Themen wie Friedensarbeit, Ökologie oder Bildung. 2009 fand eine Jahresaktion unter dem Motto „Leben ist mehr – Abenteuer Begegnung“ statt. Ziel war, Begegnungen zwischen Pfadfindergruppen und Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen zu schaffen. Durch die Auseinandersetzung mit dem Thema Behinderung im lokalen Umfeld schärfte sich der Blick der Pfadfinderinnen und Pfadfinder. Aus einer anfänglichen Begegnung entwickelten sich oftmals tragfähige Beziehungen. Kinder und Jugendliche aus Einrichtungen der Behindertenhilfe wurden Teil von den lokalen DPSG-Stämmen.

Der solidarische Aspekt in dieser Jahresaktion war das auch finanzielle Engagement für die Ausbildung und Qualifizierung von Fachpersonal in Einrichtungen der Behindertenhilfe in der Demokratischen Republik Kongo in der Region Kivu. Dort werden Kinder wegen Traumata behandelt, die durch kriegsereignisbedingte Gewalt, Mord an Familienmitgliedern und Vergewaltigungen massiv sind.

Die inhaltliche Auseinandersetzung und Thematisierung

dieser Form der Behinderung – einer psychischen/see-  
lischen – stand 2009 im Mittelpunkt der Jahresaktion.  
Es geht der DPSG um alle Dimensionen von Behin-  
derung: von der Körperbehinderung, über Einschrän-  
kungen der sensorischen Fähigkeiten bis zu geistiger  
und seelischer Behinderung.

• **Stammesaktivität**

Die DPSG ist der Zusammenschluss von katholischen  
Pfadfinderstämmen. Somit findet das Kerngeschäft der  
95.000 Mitglieder in den rund 1.400 Ortsgruppen, den  
Stämmen, statt. Aus dem Stamm St. Agatha aus  
Dorsten liegt ein anschaulicher Text vor, wie sie in der  
ältesten Altersstufe, den Rovern, im Alter von 16 – 21  
Jahren umgehen mit Tobi.



Melanie Kirk: Ihre Hobbys sind Gitarre spielen, Mandalas malen, Stadtbummel mit der Mutter, schaukeln mit Musik.

gen. Durch Tobi haben wir viel Handwerkliches gemacht:  
Adventskränze, Schwedenstühle oder Panflöten herstellen.

Tobi hat einen unglaublichen Enthusiasmus an den  
Tag gelegt, und das auch bei Spielen oder Aktionen, die  
körperlichen Aufwand erforderten. Anstatt sich entmutigen  
zu lassen, übernahm er die Schiedsrichtertätigkeiten. Tobi  
wusste oft genau, wie er positiven Nutzen für sich erzielt.  
Er verhaftete wöchentlich einen von uns, der dafür zu-  
ständig war, ihn zu schieben. Im Gegensatz dazu versu-  
chen wir ihn zu animieren, sich öfter selbstständig zu be-  
wegen. Wir haben nämlich auch die Erfahrung gemacht,  
dass er nach Ausflügen oder Aktivitäten von uns allen der  
Ausgeruhteste war und sich über uns amüsierte.

Wir haben bisher mehrere Wochenenden mit Tobi  
zusammen verbracht. Durch Stammespfingstlager oder



Foto: Christof Becker

**Mit Rollstuhl und Zelt durch Schweden**

Für die Rovernrunde des Stammes St. Agatha aus Dorsten  
gehört Tobi ganz selbstverständlich dazu. „Seit etwa neun  
Jahren ist Tobias bei uns in der Gruppe Mitglied. Er ist seit  
seiner Geburt querschnittsgelähmt und sitzt im Rollstuhl.  
Mittlerweile sind wir Rover und haben alle Stufen mitein-  
ander durchlaufen. Tobis Entschluss, in eine Jugend-  
gruppe zu gehen, die für viele Aktivitäten und Aktionen be-  
kannt ist, war für uns bewundernswert.

Nach anfänglicher Skepsis von beiden Seiten überwo-  
gen doch die Spannung und die Bereitschaft, Tobi in unse-  
ren Pfadfinderstamm zu integrieren. Im Nachhinein war es  
der einzig richtige Entschluss. Wir haben gelernt, tolerant mit  
Tobias umzugehen. In manchen Bereichen mussten wir  
auch Verzicht üben. Im Vergleich zu anderen Gruppen wa-  
ren wir nie schwimmen oder lange Fahrrad fahren. Trotzdem  
ergaben sich oft Aktivitäten, die bei Gruppen, in denen  
Kinder ohne Behinderungen sind, nicht so auf der Hand la-

gruppeninterne Wochenenden sind wir zu einer einge-  
schworenen Gemeinschaft geworden. In diesem Jahr konn-  
te Tobi nun erstmals beim Sommerlager in Schweden dabei  
sein. Auch für uns war es sehr interessant, mit Tobi zwei  
Wochen zusammen zu verbringen, vor allem weil er sich so  
über das Lager gefreut hat, dass seine Freude ansteckend  
wirkte!

Im Laufe der Zeit haben wir uns so sehr aneinander  
gewöhnt, dass Tobi aus unserer Runde nicht mehr weg-  
zudenken ist. Tobi ist in unserer Runde eine glückliche  
Fügung, die es uns ermöglichte, viel zu lernen und sehr  
eng zusammenzuwachsen. Mittlerweile ist Tobi nicht nur  
ein Mitglied unserer Runde, sondern ein Freund.“

Kontakt: Joerg.Duda@dpsg.de

\*Jörg Duda ist Referent der DPSG-Bundesleitung, u.a. für  
den Fachbereich Behindertenarbeit.

## „Die tun nix, die wollen nur Urlaub machen“

Der REHA e.V. in München bietet eine Italienfreizeit für Psychiatrie-Erfahrene an

Thomas Teuchner und Elisabeth Wislperger\*

Viele (ein oder mehrtägige) Freizeitangebote für Psychiatrie-Erfahrene finden doch wieder in einem geschützten Rahmen statt: Kloster, Bildungszentrum oder kirchliches Tagungshaus. Das erleichtert die Planung, weil oft gar nicht viel „erklärt“ werden muss und ein grundsätzliches Wohlwollen gegeben ist. Dabei ist ein bleibender zentraler Wunsch immer der nach Kontakt mit dem Alltag, sich unbefangen bewegen und verhalten können, ohne sich „immer“ erklären zu müssen.

Die Suche nach geeigneten Unterkünften, sprich Hotels, war jedes Jahr immer wieder eine Herausforderung. Erst die Anfrage für eine Gruppe von ca. 16 Personen – grundsätzlich kein Problem. Die nächste Frage nach den Namen der Reiseteilnehmer, schon die erste Hürde: Denn es war und ist oft nicht möglich, teilweise bis zur Abfahrt, festzulegen wer dabei sein wird. Unsere Klienten sind auf Grund ihrer psychischen Erkrankung nicht in der Lage, längerfristig geplante Zusagen zu machen bzw. einzuhalten, da sich ihr Gesundheitszustand in beide Richtungen sehr kurzfristig ändern kann und somit eine Reise erst kurzfristig möglich wird bzw. abgesagt werden muss.

Die zweite weitaus größere Hürde, nachdem dem Reisebüro erklärt wurde, um welchen Personenkreis es sich handelt, war die Folge, dass erst eine Anfrage bei den entsprechenden Hotels gemacht werden musste, ob sie eine Gruppe psychisch kranker Menschen aufnehmen würden. Unsere Erfahrung: Wir erhielten von vielen Hotels daraufhin eine grundsätzliche Absage bzw. uns wurden Zeiten angeboten wie z. B. Ende September, in denen laut Aussage der Hotels die Saison zu Ende ist und sie dann „genügend Platz“ für uns hätten.

Ganz anders, wenn wir z.B. in einem privat geführten Hotel anfragen: Welche Vorurteile gibt es möglicherweise, muss ich diese ansprechen, weil es mein (telefonisches) Gegenüber nicht tut? Soll ich „beruhigen“ oder mögliches Konfliktpotenzial, das ich ja kenne, ansprechen? Von einem Glücksfall soll im Folgenden die Rede sein.

Seit über zehn Jahren ist das Familienhotel „Chery“ in Milano Marittima (Cervia / Ravenna) das Ziel, das nach einer gut 10-stündigen Anfahrt mit dem Liegewagen erreicht wird. Die Unterbringung erfolgt bis auf wenige Ausnahmen – auch aus Kostengründen – in Doppelzimmern, die Teilnehmerzahl ist auf 16 beschränkt. Was zeichnet die Unterkunft aus? In der Vorsaison ein unglaublich günstiges Angebot: Für 53,30 Euro gibt es Vollpension bei klassischem italienischem Essen, incl.

Liege und Sonnenschirm am fünf Minuten entfernten Strand. Uns erwartet keine „Bettenburg“, sondern Familie Bruna und Luciano Fantini – ein Sohn kocht –, die uns von Beginn an herzlich und verständnisvoll aufgenommen hat und auch in kleineren oder größeren Krisen mit italienischer Gelassenheit reagiert hat. Ein kleiner überschaubarer Ort, hineingebaut in einen Pinienwald.

### Was ist uns schon passiert?

Mit Reiserücktritt aus gesundheitlichen Gründen ist immer zu rechnen, oft konnten Plätze dann auch nachbesetzt werden; dann passiert etwas, bei dem wir beide fünf Minuten gebraucht haben, um zu realisieren, das ist jetzt kein Film. Ein Teilnehmer meldet sich in Absprache mit seinem Betreuer zwei Stunden vor Abfahrt ab, der Vater fährt den psychisch schwer angeschlagenen Sohn mit dem Auto am folgenden Tag nach. Wir organisieren die unmittelbar notwendige Aufnahme in die Psychiatrie in Italien (auf Wunsch des Klienten, da ein Rücktransport nach Deutschland zum damaligen Zeitpunkt aus gesundheitlichen Gründen nicht möglich war) und sind leider zu Lasten der Gruppe auch noch die folgenden Tage sehr in Anspruch genommen (Kontakt zum gesetzlichen Betreuer in Deutschland, welche Medikamente wurden gegeben usw.).

Es wird trotz Rauchverbot aus dem Fenster geraucht, die Kippen werden in den Plastikeimer im Bad geworfen, nach entsprechender (Gott sei Dank! weißer) Rauchentwicklung kann das Zimmer erst nach Stunden wieder gereinigt bzw. genutzt werden.

Nach einer Eskalation zwischen zwei Teilnehmenden im Speisesaal (die sich auf eigenen Wunsch ein Doppelzimmer teilten) werden getrennte Krisengespräche geführt, das Hotel kann am nächsten Tag ein weiteres Zimmer anbieten, die noch anstehende „gemeinsame“ Nacht wird besprochen und auch gut bewältigt.

Ein Teilnehmender geht wie gewohnt früh zu Bett, nimmt auch ein Schlaf förderndes Mittel und lässt dann den Zimmerschlüssel innen stecken. Er ist weder durch Klopfen noch Telefon wach zu kriegen. Herr Fantini stellt für den ausgesperrten Zimmerkollegen für eine Nacht ein Zimmer zur Verfügung – kostenlos. Das sind jetzt natürlich einzelne Vorkommnisse, trotzdem sind wir sehr froh, in der Familie Fantini gelassene Gastgeber zu haben. Als große Gruppe werden wir natürlich z.B. im Speisesaal bewusst wahrgenommen, der eine oder die andere von Fall zu Fall auch als „eigen“; was schon dazu geführt hat, dass regelmäßige Gäste ausgeblieben sind („entweder die oder

wir“). Wir brauchen hier nicht zu betonen, dass das „Benehmen“ manch anderer – „normaler“ – Touristen oft auch beispiellos ist.

### Tagesgestaltung

Ausflüge finden auf freiwilliger Basis und Absprache statt: mit öffentlichen Verkehrsmitteln in Begleitung der zwei Betreuer z.B. einen Halbtagesausflug nach Cesena. Dort besichtigten wir die Altstadt und nahmen an einer interessanten Führung durch die mittelalterliche, berühmte Bibliothek Malatestiana teil; oder nach Ravenna und Rimini. Weitere

Darf jeder / jede mitfahren? Zugespitzt: Müssen wir nicht jede / jeden mitnehmen, sei es aus Nächstenliebe oder aus sozialer Verantwortung? Ein erster Maßstab ist sicher: Was können zwei Begleitpersonen leisten, im Hinblick auf eine Gruppe von 12 – 16 Personen? Grenzen sehen wir bei Teilnehmenden, die z.B. durch ihr Gewicht stark (in ihrer Bewegung) eingeschränkt sind. Dies hat manchmal nur vor Ort Auswirkungen, da nicht an jedem Ausflug teilgenommen werden kann. Aber es beginnt auch schon damit, dass im Liegewagen auch die 3. Etage besetzt werden muss ...

Was ist mit Menschen, die auch unter anderen



Michael Kegelmann: Seine Hobbys sind Basketball und Fußball gucken, unterwegs sein, Mandalas malen, Kreuzworträtsel lösen und Tagebuch schreiben.



Foto: Christof Becker

Ausflugsziele sind der allgemeine Wochenmarkt in Milano Marittima, der Markt der Blumen und Pflanzen, der große Wochenmarkt im Nachbarort Cervia und ein Fest der Fischer ebenfalls im Nachbarort Cervia.

Das Hotel stellt kostenlos Leihräder zu Verfügung, die täglich von einigen der Teilnehmer für Ausflüge in den nahen gelegenen Naturschutzpark bzw. in den Nachbarort Cervia und die weitere Umgebung genutzt werden. Jeden Tag gibt es Gruppenangebote in Form von gemeinsamen Strandwanderungen, Abendspaziergängen usw., die von den Teilnehmern gut angenommen werden. Am Sonntag besuchen einige Teilnehmer einen italienischen Gottesdienst. Daneben wird natürlich auch der Strand vormittags wie nachmittags ausgiebig genutzt.

Diese Freizeitmaßnahme soll psychisch kranken Menschen, die auf Grund ihrer Erkrankung oft sehr schwer in der Lage sind, ohne Hilfestellungen (sozial, finanziell) am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen, einen Urlaub, in einem geschützten Rahmen und mit finanzieller Unterstützung, ermöglichen. Gleichzeitig dient diese Maßnahme der Stärkung des Selbstvertrauens und dem Erwerb bzw. dem Training sozialer Kompetenzen.

**Zum Schluss noch ein schwieriges Thema**

Psychiatrie-Erfahrenen als äußerst schwierig gelten? Hier sehen wir es als unsere Aufgabe – auch wenn es schwerfällt – auf eine halbwegs ausgewogene Zusammensetzung der Gruppe zu achten. Für viele sind ja auch die Gesamtkosten von 680,00 Euro ein Betrag, den man sich abgespart hat, um ein paar Tage im Jahr unbeschwerter verbringen zu können.

Daher ist für neue Teilnehmende ein Vorgespräch vorgegeben und von Seiten der Leitung ehrliche Transparenz unabdingbar. Bisher war eine Ablehnung noch nicht notwendig, in der Tat gab es aber Teilnehmende, die wir nicht mehr mitnehmen würden.

Kontakt: [TTeuchner@eomuc.de](mailto:TTeuchner@eomuc.de),  
[wislsperger@ibw-ev-muenchen.de](mailto:wislsperger@ibw-ev-muenchen.de)

*\*Thomas Teuchner ist Pastoralreferent und Diözesanseelsorger bei der Katholischen Seelsorge für psychiatrienerfahrene Menschen und Angehörige in der Erzdiözese München und Freising.*

*\*Elisabeth Wislsperger ist Dipl.-Sozialpädagogin und arbeitet beim Individuell Betreutes Wohnen für Psychiatrieerfahrene e.V. in München.*

# FREIZEIT IM LEBEN VON MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG

---

Die Liste mit Forderungen für mehr Integration und Partizipation ist lang...

Reinhard Markowetz\*

Literatur zum Beitrag in der Zeitschrift „Behinderung & Pastoral“

Ausgabe 17, Februar 2012, 9. Jahrgang, Seite 3 - 17

- Ackermann, W./Eska, H.: Untersuchung zur Freizeitbeschäftigung 18- bis 21-jähriger Geistigbehinderter. Mainz (unveröffentlichte Universitätsschrift) 1971.
- Beck, U.: Die Zukunft von Arbeit und Demokratie. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1999.
- Beck, I.: Auswirkungen der Sozialgesetzgebung auf die Lebenswirklichkeit behinderter Kinder und Jugendlicher. Die neue Sonderschule 44 (1999) 5, 318-333.
- Bleidick, U.: Die Förderung Schwerstbehinderter durch Arbeit. In: Butzke, F./Bordel, R. (Hrsg.), Leben ohne Beruf? Alternative Lebensgestaltung junger Behinderter ohne berufliche Perspektive. Heidelberg (Winter – Edition S) 1998, 149-173.
- Ebert, H./Ritter, R.: Freizeitverhalten von Kindern und Jugendlichen mit geistiger Behinderung. Würzburg (Universität) 1993.
- Ebert, H./Villinger, S.: Freizeit von WfB-Mitarbeiter(inne)n. Ergebnisse einer Befragung. Geistige Behinderung 38 (1999) 3, 258-273.
- Ebert, H.: Menschen mit geistiger Behinderung in der Freizeit. Bad Heilbrunn (Klinkhardt) 1999.
- Eberwein, H.: Integrationspädagogik als Weiterentwicklung (sonder-)pädagogischen Denkens und Handelns. In: Eberwein, H. (Hrsg.), Behinderte und Nichtbehinderte lernen gemeinsam. Handbuch der Integrationspädagogik. Weinheim (Beltz) 1990, 45-53.
- Eberwein, H. (Hrsg.): Einführung in die Integrationspädagogik – interdisziplinär Zugangsweisen und Aspekte der universitären Ausbildung von Lehrern und Diplompädagogen. Weinheim (Deutscher Studienverlag) 1996.
- Feuser, G.: Behinderte Kinder und Jugendliche zwischen Integration und Aussonderung. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1995.
- Grzeskowiak, U.: Freizeitverhalten geistig behinderter Mitarbeiter. Lebenshilfe 16 (1977) 1, 35-38.
- Grzeskowiak, U.: Die Einstellung der Gesellschaft zu geistig Behinderten: Untersuchungen zur sozialen Distanz in Werkstätten für Behinderte in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin (Marhold) 1980.
- Hofmann, C./Maurer, P./Rivera, B.: Versuch mit geistig behinderten Frauen ins Gespräch zu kommen. Aus einer Studie zu Kontakten und Freizeitverhalten. Geistige Behinderung 32 (1993) 2, 99-115.
- Knust-Potter, E.: Behinderung - Enthinderung: die Community Living Bewegung gegen Ausgrenzung und Fremdbestimmung. Köln (KNI Paperbacks) 1998.
- Markowetz, R.: Freizeit von Menschen mit Behinderungen. In: Markowetz, R./Cloerkes, G. (Hrsg.), Freizeit in Leben behinderter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter - Edition S) 2000a, 9-38.
- Markowetz, R.: Konturen einer integrativen Pädagogik und Didaktik der Freizeit. In: Markowetz, R./Cloerkes, G. (Hrsg.), Freizeit in Leben behinderter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter - Edition S) 2000b, 39-66.
- Markowetz, R.: Soziale Integration behinderter Kinder und Jugendlicher in wohnortnahe Vereine. In: Markowetz, R./Cloerkes, G. (Hrsg.), Freizeit in Leben behinderter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter - Edition S) 2000c, 81-105.
- Markowetz, R.: Freizeit im Leben behinderter Menschen – Zusammenfassung, Ausblick und Forderungen. In: Markowetz, R./Cloerkes, G. (Hrsg.), Freizeit in Leben behinderter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter - Edition S) 2000d, 363-374.
- Markowetz, R.: Integrative Freizeitgestaltungsmöglichkeiten im Überblick: wichtige Adressen, erste Informationen und nützliche Hinweise auf weiterführende Literatur. In: Markowetz, R./Cloerkes, G. (Hrsg.), Freizeit in Leben behinderter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter - Edition S) 2000e, 375-400.
- Markowetz, R.: Berufliche Rehabilitation von schwerst- und mehrfachbehinderten Menschen: (K)ein Thema für unseren Sozialstaat?! In: Ellger-Rüttgardt, S./Dietze, S./Wachtel, G. (Hrsg.), Sonderpädagogik und Rehabilitation auf der Schwelle in ein neues Jahr-

- hundert. Beiträge der 36. Arbeitstagung der Dozentinnen und Dozenten der Sonderpädagogik in deutschsprachigen Ländern vom 30.09.-02.10.1999 an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sonderheft der Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete (VHN) 69 (2000f) 3, 401-409.
- Markowetz, R.: Die Werkstätten für Behinderte neu denken und neu machen! In: Kipp, M./Stach, M. (Hrsg.), Innovative berufliche Rehabilitation. Bielefeld (Bertelsmann) 2000g, 111-143.
- Markowetz, R.: Soziale Integration von Menschen mit Behinderungen. In: Cloerkes, G., Soziologie der Behinderten. Eine Einführung. Unter Mitwirkung von Reinhard Markowetz. 2., neu bear. und erw. Auflage. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter Edition S) 2001a, 171-232.
- Markowetz, R.: Die Werkstätten für Behinderte neu denken und neu machen! Behindertenpädagogik 41 (2002a) 2, 134-161.
- Markowetz, R.: Das allmähliche Verschwinden der Arbeit aus der WfB als Herausforderung für die Sonder- und Heilpädagogik. In: Bundschuh, K. (Hrsg.), Sonder- und Heilpädagogik in der modernen Leistungsgesellschaft - Krise oder Chance? Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt) 2002b, 567-579.
- Markowetz, R.: Freizeit ein Stück Lebensqualität. Zusammen 23 (2003a) 5, 4-8.
- Markowetz, R.: Geistige Behinderung und Menschen mit geistiger Behinderung in soziologischer Perspektive. In: Fischer, E. (Hrsg.), Pädagogik für Menschen mit geistiger Behinderung – aktuelle Entwicklungen in Theorie und Praxis. Oberhausen (Athena) 2003b, 173-226.
- Markowetz, R.: Freizeit einmal anders herum. WIR. Magazin der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin (2004a) 2, 10-11.
- Markowetz, R.: Inklusion – Neuer Begriff, neues Konzept, neue Hoffnungen für die Selbstbestimmung und Partizipation von Menschen mit Behinderung. In: Kaiser, H./Kocnik, E./Sigot, M. (Hrsg.), Vom Objekt zum Subjekt. Inklusive Pädagogik und Selbstbestimmung. Klagenfurt (Hermagoras-Mohorjeva Verlag) 2005, 17-66.
- Markowetz, R.: Menschen mit geistiger Behinderung zwischen Stigmatisierung und Integration – Behindertensoziologische Aspekte der These „Entstigmatisierung durch Integration“. In: Wüllenweber, E./Theunissen, G./Mühl, H. (Hrsg.), Pädagogik bei geistigen Behinderungen. Ein Handbuch für Studium und Praxis. Stuttgart (Kohlhammer) 2006a, 142-159.
- Markowetz, R.: Freizeit. In: Hansen, G./Stein, R. (Hrsg.), Kompendium Sonderpädagogik. Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt) 2006b, 205-221.
- Markowetz, R.: Soziologische Fragestellungen. In: Hansen, G./Stein, R. (Hrsg.), Kompendium Sonderpädagogik. Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt) 2006c, 360-377. = 2006c
- Markowetz, R.: Freizeit und Behinderung – Inklusion, Teilhabe durch Freizeitassistenz. Spektrum Freizeit – Forum für Wissenschaft, Politik & Praxis. Heft II: Schwerpunkt: Freizeit – Ethik und Behinderung. Bedingungen und Möglichkeiten freizeitkultureller Teilhabe für Alle. Herausgegeben von Prof. Dr. Udo Wilken. 28 Jg. (2006d) 2, 54-72.
- Markowetz, R.: Soziale Integration, Identität und Entstigmatisierung. Behindertensoziologische Aspekte und Beiträge zur Theorieentwicklung in der Integrationspädagogik. Heidelberg (DigitalBuchVerlag) 2007a.
- Markowetz, R.: Freizeitassistenz – Lebensqualität für Menschen mit schwerer Mehrfachbehinderung. In: Hinz, A. et al. (Hrsg.), Schwere Mehrfachbehinderung und Integration – Herausforderungen, Erfahrungen, Perspektiven. Marburg (Lebenshilfe) 2007b, 151-161.
- Markowetz, R.: Perspektiven für integrative Freizeit. In: Hinz, A. et al. (Hrsg.), Schwere Mehrfachbehinderung und Integration – Herausforderungen, Erfahrungen, Perspektiven Marburg (Lebenshilfe) 2007c, 225-234.
- Markowetz, R.: Freizeit im Leben von Menschen mit Behinderung – Inklusion, Teilhabe und Entstigmatisierung durch Freizeitassistenz. Behindertenpädagogik 46 Jg. (2007d) 2, 143-167.
- Markowetz, R.: Freizeit. In: Greving, H. (Hrsg.), Kompendium der Heilpädagogik. Troisdorf (Bildungsverlag Eins) 2007e, 258-271.
- Markowetz, R.: Inklusion und soziale Integration von Menschen mit Behinderungen. In: Cloerkes, G., Soziologie der Behinderten. Eine Einführung. Unter Mitwirkung von Reinhard Markowetz. 3., neu bear. und erw. Auflage. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter Edition S) 2007f, 207-278.
- Markowetz, R.: Freizeit behinderter Menschen. In: Cloerkes, G., Soziologie der Behinderten. Eine Einführung. Unter Mitwirkung von Reinhard Markowetz. 3., neu bear. und erw. Auflage. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter Edition S) 2007g, 307-340.
- Markowetz, R.: Familie. In: Bundschuh, K./Heimlich, U./Krawitz, R. (Hrsg.), Wörterbuch Heilpädagogik. Ein Nachschlagewerk für Studium und pädagogische Praxis. 3., überarbeitete Auflage. Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt) 2007h, 73-76.
- Markowetz, R.: Sozialisation. In: Bundschuh, K./Heimlich, U./Krawitz, R. (Hrsg.), Wörterbuch Heilpädagogik. Ein Nachschlagewerk für Studium und pädagogische Praxis. 3., überarbeitete Auflage. Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt) 2007i, 248-252.
- Markowetz, R.: Behinderung und Inklusion. Paradigmenwechsel – Verändert Inklusion das Verständnis von Behinderung und bringt Menschen mit Behinderung mehr Teilhabe und Emanzipation? In: Betreuungsmanagement 3 (2007k) 2, 59-71.
- Markowetz, R.: Soziale Integration von Menschen mit Behinderungen im Sport: PFIFF – das Projekt zur Förderung integrativer Ferien- und Freizeitmaßnahmen. In: Fediuk, F. (Hrsg.), Inklusion als bewegungspädagogische Aufgabe. Menschen mit und ohne Behinderung gemeinsam im Sport. Baltmannsweiler (Schneider) 2008a, 183-208.
- Markowetz, R.: Freizeiterziehung für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen/Benachteiligungen. In: Stein, R./Orthmann, D. (Hrsg.), Private Lebensgestaltung bei Behinderung und Benachteiligung im Kindes- und Jugendalter. Band III der Buchreihe Basiswissen Sonderpädagogik. Baltmannsweiler (Schneider) 2008b, 30-63.
- Markowetz, R.: Freizeit inklusive – Aspekte des Gelingens integrationspädagogischer Arbeit im Lebensbereich Freizeit. In: Eberwein, H./Mand, J. (Hrsg.), Integration konkret. Begründung, didaktische Konzepte, inklusive Praxis. Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt) 2008c, 241-252.

- Markowetz, R.: Freizeit im Leben von Menschen mit Körperbehinderung. In: Jennessen, S. (Hrsg.), *Leben geht weiter. Neue Perspektiven der sozialen Rehabilitation körperbehinderter Menschen im Lebenslauf*. Weinheim (Juventa) 2008d, 59-80.
- Markowetz, R.: Inklusion in der Freizeit. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe (Hrsg.), *Von der Integration zur Inklusion. Grundlagen-Perspektiven-Praxis*. Marburg (Lebenshilfe-Verlag) 2008e
- Markowetz, R.: Freizeit und Erwachsenenbildung für Menschen mit Lernschwierigkeiten. In: Schwalb, H./Theunissen, G. (Hrsg.), *Inklusion, Partizipation und Empowerment in der Behindertenarbeit. Best-Practice-Beispiele: Wohnen – Leben – Arbeit – Freizeit*. Stuttgart (Kohlhammer) 2009a, 176-188.
- Markowetz, R.: Freizeiterziehung und Freizeitbildung – Zur Notwendigkeit einer Bildungsoffensive für das lebenslange Lernen des Lebens. In: Markowetz, R./Schwab, J. (Hrsg.), *Die Zusammenarbeit von Kooperation von Jugendhilfe und Schule. Inklusion und Chancengleichheit zwischen Anspruch und Wirklichkeit*. Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt) 2012, 255-274 (in Druck).
- Markowetz, R.: *Freizeit inklusive*. Studienbuchreihe Praxis Heilpädagogik. Band II Handlungsfelder - Herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Greving. Stuttgart (Kohlhammer) 2012 (erscheint Ende 2012).
- Markowetz, R./Cloerkes, G. (Hrsg.): *Freizeit in Leben behinderter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis*. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter Edition S) 2000.
- Miles-Paul, O./Frehse, U.: *Persönliche Assistenz: Ein Schlüssel zum selbstbestimmten Leben Behinderter*. *Gemeinsam Leben* 2 (1994) 1, 12-16.
- Opaschowski, H.W.: *Pädagogik und Didaktik der Freizeit*. Opladen (Leske+Budrich) 1990.
- Opaschowski, H.W.: *Einführung in die Freizeitwissenschaften*. Opladen (Leske & Budrich) 1994a.
- Opaschowski, H.W.: *Freizeit und Pädagogik*. In: Roth, H. (Hrsg.), *Pädagogik. Handbuch für Studium und Praxis*. Studienausgabe. München (Ehrenwirth) 1994b, 933-945.
- Opaschowski, H.W.: *Pädagogik der freien Lebenszeit*. Opladen (Leske & Budrich) 1996.
- Opaschowski, H.W.: *Freizeiterziehung und Freizeitbildung*. In: Antor, G./Bleidick, U. (Hrsg.), *Handlexikon der Behindertenpädagogik. Schlüsselbegriffe aus Theorie und Praxis*. Stuttgart (Kohlhammer) 2001, 186-188.
- Opaschowski, H.W.: *Deutschland 2020. Wie wir morgen leben. Prognosen der Wissenschaft*. Wiesbaden (Verlag für Sozialwissenschaften) 2004.
- Prahl, H.-W.: *Soziologie der Freizeit*. Paderborn (Schöningh) 2002.
- Sander-Beuermann, C.: *Sportbezogene Freizeitaktivitäten bei Kindern und Jugendlichen mit geistiger Behinderung*. Berlin (Marhold) 1985.
- Schatz, G./Genenger, M./Stotz, E.: *Familien mit geistig behinderten Jugendlichen und Erwachsenen*. *Zeitschrift für Heilpädagogik* 32 (1981), 149-164.
- Schmidt-Thimme, D.: *Freizeitgestaltung und Freizeiterziehung. Ein Problem der Behindertenhilfe von Aktualität und Dringlichkeit*. *Lebenshilfe* 10 (1971), 193-201.
- Schöler, J.: *Integrative Schule – Integrativer Unterricht. Ratgeber für Eltern und Lehrer*. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) 1993.
- Stadler, H.: *Ein Leben ohne Erwerbsarbeit – Zum Stellenwert von Bildung und Freizeit für Menschen mit Behinderung*. In: Amt für Umweltschutz, Energie und Gesundheitsförderung in Zusammenarbeit mit der Projektgruppe „Leben mit Behinderung“ (Hrsg.), *Bildung und Erwerbsarbeit von Menschen mit Behinderungen. Beiträge und Ergebnisse des 10. Forums Gesundheit* 2003. Heidelberg (Amt für Umweltschutz, Energie und Gesundheitsförderung) 2004, 17-25.
- Thannhäuser, A.: *Zur Situation geistigbehinderter Erwachsener aus der Sicht ihrer Mütter*. Bern/Stuttgart/Wien (Huber) 1976.
- Theunissen, G./Dieter, M./Neubauer, G./Niehoff, U.: *Zur Situation geistig behinderter Menschen in ihrer Freizeit. Eine Umfrage bei der Lebenshilfe in Deutschland*. *Geistige Behinderung* 39 (2000) 4, 360-372.
- Theunissen, G.: *Von der Heilpädagogik zu Sozialer Arbeit? Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft* 28 (2005) 1, 30-42.
- Theunissen, G.: *Lebensbereich Freizeit – ein vergessenes Thema für Menschen, die als geistig schwer- und mehrfachbehindert gelten*. In: Markowetz, R./Cloerkes, G. (Hrsg.), *Freizeit im Leben behinderter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis*. Heidelberg (Winter – Edition Schindele) 2000, 137-149
- Theunissen, G./Dieter, M./Neubauer, G./Niehoff, U.: *Zur Situation geistig behinderter Menschen in ihrer Freizeit. Eine Umfrage bei der Lebenshilfe in Deutschland*. *Geistige Behinderung* 39 (2000) 4, 360-372.
- Wacker, E./Wetzler, R./Metzler, H./Homung, C. (Hrsg.): *Leben im Heim*. Baden-Baden (Nomos) 1998.
- Wedekind, R./Conradt, B./Muth, Th.: *Wege der Eingliederung geistig behinderter Menschen aus Psychiatrischen Kliniken in ein Leben so normal wie möglich*. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Gesundheit, Band 32. Baden-Baden (Nomos) 1994.
- Wendeler, J.: *Geistige Behinderung: Normalisierung und soziale Abhängigkeit*. Heidelberg (HVA- Edition Schindele) 1992.
- Willand, H./Schweddes, R.: *Materialien zur Problematik der Freizeitgestaltung Geistigbehinderter*. *Zeitschrift für Heilpädagogik* 31 (1980) 216-227
- World Health Organisation (WHO): *ICIDH-2 – Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit und Behinderung. Beta-2 Entwurf. Vollversion April 2000*. Geneva (WHO) 2000. Verfügbar unter: [HYPERLINK http://www.ifrr.vdr.de](http://www.ifrr.vdr.de) <http://www.ifrr.vdr.de>.
- World Health Organization (WHO): *ICF. Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit und Behinderung*. Geneva (WHO) 2002.
- Zellmann, P.: *Arbeit, Erholung und Zeit zum Leben*. *Spektrum Freizeit* 24 (2002) 1, 112-122.
- Zielniok, W./Klößner, G.: *Ergebnisse einer Expertenbefragung zur Freizeitförderung im Bereich der Rehabilitation Behinderter*. In: Zielniok, W./Schmidt-Thimme, D.: *Gestaltete Freizeit für Menschen mit geistiger Behinderung*. Heidelberg (Schindele) 1977.

## Vielfältige Kunst

### Preis für Menschen mit Behinderung verliehen

Gaby Hotz\*

Kirchen, Dome und Türme haben es Ralf Kahlke schon seit seiner Kinderzeit angetan. So prägen sie auch sein mit Acrylfarbe und Wachs geschaffenes Bild „Lebensraum“, das den diesjährigen Hauptpreis des bundesweiten Wettbewerbes für behinderte Künstler erhielt. In jedem Urlaub musste ein Dom angesteuert werden. Kein Turm, keine Treppe war ihm zu hoch oder zu steil. Diese Leidenschaft spiegelt sich in seinen Zeichnungen wider, wobei er auf die kleinsten Details achtete. In der Lebenshilfe Bisingen und der Kunstakademie U7 für behinderte und nichtbehinderte Künstler wurde seine Kreativität gefördert und sein Selbstvertrauen gestärkt. Die Anerkennung durch den Hauptpreis unter 251 Mitbewerbern beim Bundes-Kunstpreis 2011 zu erhalten, war für ihn ein besonderer Höhepunkt.

Oberbürgermeister Dr. Jörg Schmidt begrüßte die zahlreichen Teilnehmer aus ganz Deutschland in Radolfzell, von denen viele extra an den Bodensee reisten, um bei dieser überregional beachteten Preisverleihung dabei zu sein. Besonders freute er sich über die steigende Resonanz in der Bevölkerung. In dem Grußwort von Bundespräsident Christian Wulff als Schirmherrn, das er verlas, heißt es hierzu: „Kunst in ihrer Vielfalt leistet seit jeher Unverzichtbares; sie trägt heute mehr und mehr auch dazu bei, dass wir Menschen einander nicht nach einer Behinderung beurteilen, dass jeder Mensch sich mit seinen individuellen Begabungen und seiner eigenen Persönlichkeit in die Gemeinschaft einbringen und am sozialen Leben teilhaben kann.“ Zu diesem Sich-Einlassen auf die individuellen Begabungen und die vielfältige Ausdrucksweise der teilnehmenden Künstler lud auch Kulturreferent Karl Batz in seiner Laudatio ein. Den besten Schritt zur Überwindung möglicher Hemmnisse zwischen Behinderten und Nichtbehinderten machten die Künstler selbst, die mit einer tiefen, ganz aus dem Herzen kommenden Freude ihre Preise entgegennahmen. Gemeinsam mit weiteren behinderten Künstlern verliehen sie dem Festakt mit ihrer Spontaneität und Fröhlichkeit eine ganz eigene, heitere Stimmung, die keinen unberührt ließ.

In der durch die Trachtengruppe und das Bläsersextett der Stadtkapelle mitgestalteten Feier wurden auch die weiteren 19 Preisträger gewürdigt. Aus den Händen von Persönlichkeiten der Stadt, der Jury, dem Spenderkreis sowie dem Radolfzeller Behindertenbeauftragten Raimund Futterer erhielten sie neben Rosen und Urkunden ein Preisgeld von jeweils 200 Euro. Der erste Preis war mit 500 Euro aus der städtischen Carl-Müller-Mettnau-Stiftung dotiert. Mitglieder des AWO-

Treffpunktes Thomasstraße in Berlin, der Zieglerschen Behindertenhilfe Wilhelmsdorf, der Kraichgauer Kunstwerkstatt Sinsheim, dem Heim Pfingstweid Tettnang oder des Caritasverbandes Konstanz gehören neben vielen anderen zu den diesjährigen Preisträgern. Für eine Geehrte, die nicht selbst anreisen konnte, nahm ihr Betreuer gerne den Preis entgegen.

#### Keine leichte Wahl

So unterschiedlich wie die Herkunftsorte der insgesamt 252 beteiligten Künstler ist auch die künstlerische Ausdrucksweise in den Bildern und Skulpturen, was Farbgebung, Technik und Gestaltung angeht. So hatte die fachkundige Jury keine leichte Wahl. Sie bewertete nur nach künstlerischen Kriterien, ohne Kenntnis der jeweiligen Schicksale der Künstler. In einer Ausstellung bis zum 13. Juni 2011 konnte jeder einen Spaziergang durch das faszinierende Spektrum der künstlerischen Werke antreten.

Neben der diesjährigen Ausstellungsbroschüre für 3 Euro konnte man auch die meisten der Exponate erwerben. Für Kulturamtsleiterin Astrid Deterling und ihr Team, die die umfangreiche Vorarbeit leisteten, gab es etliche Favoriten, die sie am liebsten mit an die heimischen Wände genommen hätten.

*\*Gaby Hotz ist Journalistin in Radolfzell.*

*Kontakt: gaby.hotz@t-online.de*



Die Preisträger des Bundes-Kunstpreises für Menschen mit Behinderung der Stadt Radolfzell am Bodensee. Foto: Gaby Hotz

## AUS KIRCHE UND GESELLSCHAFT

---

### **Sexuelle Gewalt in der Behindertenhilfe und Psychiatrie Caritas-Fachverband legt erstmals Leitlinien zum Umgang und zur Prävention eines hochsensiblen Themas vor**

Thorsten Hinz\*

Der Bundesfachverband Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie e.V. (CBP) hat auf seiner Mitgliederversammlung im November 2011 in Freiburg im Breisgau nahezu einstimmig die „Leitlinien zum Umgang mit und zur Prävention von sexueller Gewalt“ beschlossen. Das fast 30 Seiten umfassende Werk ist eine grundlegende Diskussions- und Arbeitsgrundlage zum Thema sexuelle Gewalt an Menschen, die körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, welche sie an der vollen gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern können (vgl. UN-Behindertenrechtskonvention Artikel 1).

Die Leitlinien sind ein Versuch, in einer aktuell schwierigen Debatte eine Orientierung zu bieten, ausgelöst durch erwiesene Missbrauchsfälle wie auch durch eine stellenweise leidvolle Geschichte der Heimbetreuung von Menschen mit Behinderung und psychischen Erkrankungen. Der CBP bezieht sich dabei auch auf die bereits vorliegenden Empfehlungen des Deutschen Caritasverbandes (vgl. [www.caritas.de](http://www.caritas.de)) und der Deutschen Bischofskonferenz zum Thema sexueller Missbrauch (vgl. [www.dbk.de](http://www.dbk.de)). Entscheidend für die Leitlinien ist aber der dezidierte Blick auf die Situation von Menschen mit Behinderung und psychischer Erkrankung, die bisher wenig beleuchtet worden ist. Auch die Wissenschaften haben hierzu bislang wenig Daten und Belege vorgelegt. Eine vierköpfige Expertengruppe (Prof. Dr. Julia Zinsmeister, Astrid Schäfers, Walter Krug u. Dr. Thorsten Hinz) hat die Leitlinien in einem nahezu einjährigen Prozess erarbeitet und war dabei immer im fachlichen Austausch mit Einrichtungen und Diensten des CBP.

Mit dem Beschluss empfiehlt der CBP seinen Mitgliedern – den rund 1.000 Diensten und Einrichtungen – die Anwendung der Leitlinien in die Praxis. Eine rechtliche Verbindlichkeit kann aber nicht beansprucht werden, da der CBP als Verband keine unmittelbare Einrichtungs- oder Trägerverantwortung innehat.

Der CBP legt seinen Ausführungen den Artikel 16 „Freiheit von Ausbeutung, Gewalt und Missbrauch“ des Übereinkommens der Vereinten Nationen über die Rechte

von Menschen mit Behinderung zu Grunde. In Absatz 1 heißt es dazu: „Die Vertragsstaaten treffen alle geeigneten (...) Maßnahmen, um Menschen mit Behinderung sowohl innerhalb als auch außerhalb der Wohnung vor jeder Form von Ausbeutung, Gewalt und Missbrauch, einschließlich ihrer geschlechtsspezifischen Aspekte, zu schützen.“ Gerade in Bezugnahme auf Artikel 16 wird deutlich, dass die Leitlinien Teilaspekte von Gewalt in der Behindertenhilfe und Psychiatrie thematisieren. Weitere Erarbeitungen müssen folgen, um das vielfach noch tabuisierte Thema Gewalt in seiner ganzen Komplexität zu erfassen.

### **Die Leitlinien sind ein Versuch, in einer aktuell schwierigen Debatte eine Orientierung zu bieten.**

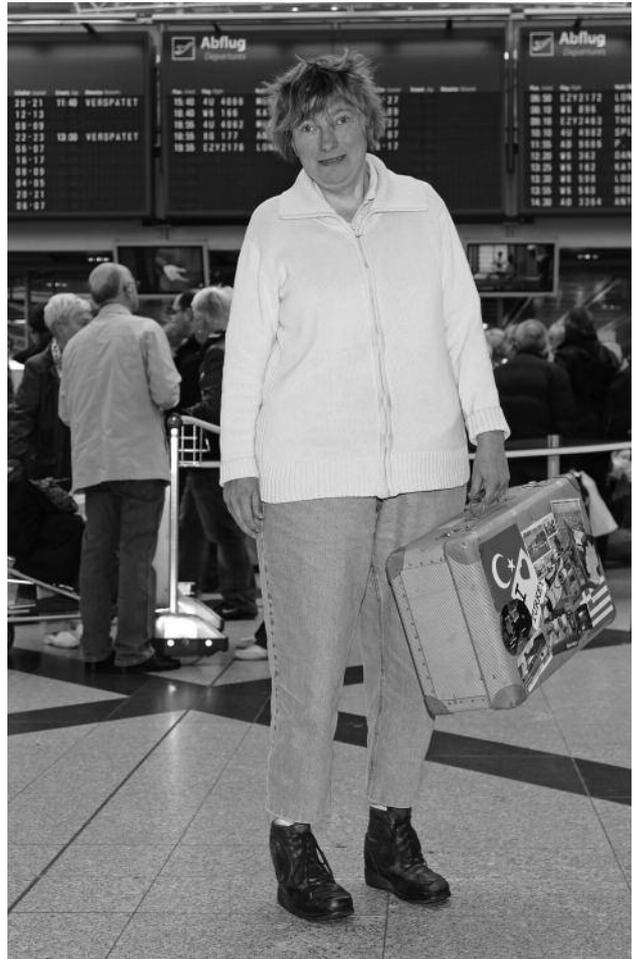
Der CBP verfolgt das Ziel, sexuelle Gewalt in den Diensten und Einrichtungen vorzubeugen. Die Leitlinien greifen dabei schon länger praktizierte Initiativen zur Missbrauchs- und Gewaltprävention aus den Diensten und Einrichtungen des CBP auf und bündeln diese.

Die Sorge um das Wohl von Menschen, die in Einrichtungen und Diensten der Behindertenhilfe und der Psychiatrie leben und arbeiten, hat für den CBP höchste Priorität. Sexuelle Gewalt kann gravierende Verletzungen und Folgen für die Opfer haben. Deshalb muss alles getan werden, um diese zu verhindern. Opfer von sexueller Gewalt müssen ernst genommen, bei Bedarf vor weiteren Übergriffen geschützt und bei der Aufarbeitung unterstützt und begleitet werden.

Der CBP erwartet, dass seine Mitglieder sich systematisch mit den verschiedensten Aspekten rund um das Thema sexuelle Gewalt befassen, dies im Rahmen von Teambesprechungen und Fortbildungen diskutieren und für ihren Verantwortungsbereich konkrete Maßnahmen zur Prävention von und zum Verhalten bei sexueller Gewalt treffen. Die Leitlinien sollen dazu beitragen, das Thema aus dem Tabubereich zu nehmen und es offen diskutierbar zu machen. Die Einrichtungen und Dienste wer-



Britta Plicht: Ihre Hobbys sind malen, weben, sticken, knüpfen, in den Urlaub fahren, Kaffee trinken, Kuchen und Brötchen essen.  
Foto: Christof Becker



den durch die Leitlinien darin unterstützt, sich präventiv mit strukturell bedingten Gefährdungsmomenten auseinanderzusetzen und gemeinsam zu verbindlichen Haltungen und Standards gegenüber sexueller Gewalt an Menschen mit Behinderung und psychischen Erkrankungen in Diensten und Einrichtungen zu kommen. Das schließt ausdrücklich auch die sexuelle Gewalt ein, die zwischen Menschen mit Behinderung geschieht und über die wissenschaftlich bislang kaum Studien vorliegen.

#### Sich selbst gegen Gefahren wehren

Im Paradigma der selbstbestimmten Teilhabe liegen die besten Voraussetzungen dafür, dass sich Menschen mit Behinderung selbst gegen Gefahren und Bedrohungen wehren können. Hierzu müssen sie die Möglichkeit haben, auch ihre Sexualität selbstbestimmt leben und Sozialkontakte nach eigenen Vorstellungen gestalten zu können. Nur wer den Freiraum und die Möglichkeit hat, selbst herauszufinden, was ihm gut tut und was nicht, wird seine Grenzen auch gegenüber Dritten benennen und verteidigen können. Im Interesse des Wohls von Menschen mit Behinderung und dauerhafter psychischer Erkrankung geht es um ein Klima von gegenseitigem Respekt,

Wertschätzung und Vertrauen, in dem der mögliche Missbrauch bzw. die Gewalttat präventiv verhindert wird. Darum muss allen Formen des Machtmissbrauchs frühzeitig und konsequent begegnet werden.

Auch wenn die Leitlinien die Menschen mit Behinderung in den Mittelpunkt rücken, ist den Verfassern der Leitlinien bewusst, dass auch die Mitarbeiterschaft in den Diensten und Einrichtungen immer wieder sexuellen Übergriffen seitens der Klienten/-innen ausgesetzt sind. Die Mitarbeiterseite kommt hier in eine Spannung von Arbeitsauftrag einerseits und Bedrohung andererseits. Hierfür sind ebenfalls Schutzkonzepte, präventive Maßnahmen und Hilfsangebote zu entwickeln. Sie sind Teil des oben angesprochenen Aufbaus eines Klimas von gegenseitigem Respekt.

Die Leitlinien werden demnächst in der Zeitschrift „neue caritas“ veröffentlicht. Informationen zu den Leitlinien finden sich unter [www.cbp.caritas.de](http://www.cbp.caritas.de).

Kontakt: [Thorsten.Hinz@caritas.de](mailto:Thorsten.Hinz@caritas.de)

\*Dr. Thorsten Hinz ist Geschäftsführer der Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie (CBP e.V.).

## „Der Aktionsplan soll vor allem ein Umdenken in Gang bringen“

... oder was ich von Empowerment, der UN-Behindertenrechtskonvention (Inklusion) und vom Reich Gottes für die Vision einer inklusiven Kirche lerne ...

Interview: Judit Nothdurft\*

*Dr. Ursula von der Leyen, Bundesministerin für Arbeit und Soziales, hat die gehörlosen Teilnehmer auf einer Pressekonferenz Mitte letzten Jahres mit ihrer gebärdensprachlichen Begrüßung überrascht. Wie es dazu kam und was der nationale Aktionsplan für Gehörlose beinhaltet, erklärte sie im Interview.*

**Frau Ministerin, Sie haben sich bei der Pressekonferenz am 15.06.11 sehr viel Mühe gegeben und die ersten Sätze perfekt gebärdet. Haben Sie schon vorher mit der Gebärdensprache zu tun gehabt oder war es ihr Debüt? Haben Sie lange geübt?**

Das war ein Sprung ins kalte Wasser, wenn auch mit Vorbereitung. Und ohne die tolle Gebärdendolmetscherin hätte das auch sicher nicht so gut geklappt. Sie hat mir eine Woche vorher das erste Mal das gezeigt, was ich gebärdend wollte. Und dann habe ich fleißig geübt.

**Sie haben den Startschuss zur Umsetzung des Aktionsplans der Behindertenrechtskonvention gegeben. Dieser Plan ist aber nur eine Empfehlung und keine Absichtserklärung. Ich habe selbst z.B. von Hotelbetreibern gehört, dass sie, solange es nicht gesetzlich vorgeschrieben wird, für Hörgeschädigte keine zusätzlichen Geräte (Wecker, Feuermelder mit Blitzlicht) anschaffen werden. Besteht hier nicht die Gefahr, dass von diesem Plan vieles weiterhin nicht umgesetzt wird?**

Der Aktionsplan soll vor allem ein Umdenken in Gang bringen. Das geht nicht von heute auf morgen und eine große Idee wie Inklusion kann man auch nicht per Gesetz verordnen. Die Gesellschaft muss mitziehen. Öffentlicher Druck hilft dabei, dass auch Verbände, Institutionen und Unternehmen erst nachdenken und dann auch konkrete Initiativen ergreifen. Auch der Hotel- und Gaststättenbereich ist gefragt.

**Der Aktionsplan beinhaltet 214 Maßnahmenpunkte. Welche davon bringen konkret für die Hörgeschädigten / Gehörlosen Erleichterungen?**

Wir haben im Aktionsplan bewusst nicht nach

Behinderungen unterschieden. Es geht um Inklusion insgesamt. Maßnahmen, die sich auf hörgeschädigte und gehörlose Menschen richten, sind zum Beispiel neue Regeln für bessere Gebärdensprachangebote im Internet des Bundes; die Förderung von Kompetenzzentren für Gehörlose im Alter; mehr untermittelte Sendungen im Fernsehen. Dazu gehört aber auch die Unterstützung des Deutschen Gehörlosenverbandes bei der Ausrichtung des Weltkongresses 2015; die Begleitung und Förderung der Avatarforschung mit einer Studie dazu, wie wir die automatische Schriftsprache in Gebärdensprache übersetzen können. Sie sehen, da ist ein ganzes Bündel dabei.

**Der Besuch von weiterführenden Schulen, Universitäten oder die Teilnahme an Weiterbildungsmaßnahmen scheitert oft für Gehörlose. Die Gründe sind, dass nicht genügend Dolmetscher vorhanden sind und/oder niemand diese Kosten übernehmen will. Ist dies auch ein Thema für den Aktionsplan und welche bürokratischen Vereinfachungen sind vorgesehen?**

Leitbild des Artikels 24 der UN-Konvention ist das gemeinsame Lernen von Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderungen. Das bedeutet letztendlich deutlich weniger Förderschulen. Es bedeutet aber besonders, dass Schulen und Hochschulen barrierefrei sind und besonders geschulte Lehrkräfte, Betreuer und geeignete Lernmaterialien haben. Bereits jetzt können junge Menschen mit Behinderungen über die Eingliederungshilfe beim Besuch einer Schule oder Hochschule unterstützt werden. Zum Beispiel durch Schulhelfer, Gebärdensprachdolmetscher oder technische Hilfen. Ziel muss es sein, Menschen mit Behinderungen eine umfassende Schul- und Hochschulbildung zu ermöglichen. Das ist eine Verpflichtung, die wir mit den Ländern und den Schulen und Hochschulen selber teilen. Dazu werden wir für 2013 zu einer Bildungskonferenz einladen.

**Hörgeschädigte und gehörlose Menschen finden nach wie vor viel zu wenig Fernsehsendungen, die untermittelt sind. Ein Kinobesuch ist absolut nicht möglich, da**

**Behindern ist heilbar**

Einfach alles erreichbar machen:  
Gemeinsam setzen wir die  
UN-Behindertenrechtskonvention um.

Umfassende Barrierefreiheit ist eine wichtige Voraussetzung für ein selbstverständliches Zusammenleben von behinderten und nichtbehinderten Menschen in allen Lebensbereichen. Mit ihrem Nationalen Aktionsplan mit über 200 Einzelmaßnahmen hat die Bundesregierung einen wichtigen Schritt zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention getan. Der Plan wird in den nächsten zehn Jahren konsequent weiterentwickelt. Die Inklusion von Menschen mit Behinderungen ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe: Alle sind gefordert, Deutschland „Inklusiv“ zu machen. Wir müssen die Welt für alle **einfach machen** – und das müssen wir **einfach machen**.

Informationen unter [www.behindern-ist-heilbar.de](http://www.behindern-ist-heilbar.de)

**einfachmachen**  
Gemeinsam die  
UN-Behindertenrechts-  
konvention umsetzen

 **Bundesministerium  
für Arbeit und Soziales**

die Filme nicht mit UT gezeigt werden. Wann sind wir in Deutschland Ihrer Meinung nach so weit, dass hörende und gehörlose Menschen miteinander ohne Barrieren fernsehen oder ins Kino gehen können?

Viele Sendungen werden schon mit Videotext untertitelt. Und immer öfter kann man inzwischen auch ein Videostream mit Gebärdensprachdolmetschung abrufen. Aber wirklich barrierefrei sind wir da natürlich noch nicht. Deshalb werden Filme mit ausführlicher Untertitelung besonders gefördert. Genauso wie der barrierefreie Umbau von Kinos für Rollstuhlfahrer oder der Einbau von Induktionsschleifen für hörbehinderte Menschen. Das alles reicht aber nicht. Alle Beteiligten – auch hier sind die Länder stark mit in der Pflicht – müssen mehr machen.

Für eine erfolgreiche Inklusion wäre es notwendig, dass Hörgeschädigte / Gehörlose zeitnah mehr über das politische Geschehen informiert werden (d.h. mehr Informationen in Gebärdensprache erhalten). Werden also

Gehörlose in Zukunft wichtige Pressekonferenzen von Ihnen und Ihren Kollegen mit Unterstützung von Dolmetschern verfolgen können?

Nach der guten Erfahrung mit dem Auftakt zum Nationalen Aktionsplan möchte ich künftig häufiger Gebärdendolmetscher einsetzen. Das klappt sicher nicht bei jeder Pressekonferenz, in der es um Details des Arbeitsmarktes geht, aber gern bei den großen sozialpolitischen Themen, die viele Menschen berühren.

**Es hat mich sehr gefreut, dass Sie sich bei Ihrem vollen Terminkalender für das Interview Zeit genommen haben. Vielen Dank!**

Kontakt: [judit@deafservice.de](mailto:judit@deafservice.de)

*\*Judith Nothdurft ist Geschäftsführerin von Deafservice, ein Wegweiser für Menschen mit Hörbehinderung.*

*Dieses Interview erschien zuerst auf [www.deafservice.de](http://www.deafservice.de).*

## Kirche als Akteur für Inklusion

### Ein Kongress bietet theoretische Reflexionen und Denkanstöße für die Praxis

Nina Marie Bust-Bartels\*

Seit Inkrafttreten der UN-Behindertenrechtskonvention 2008 ist der Leitgedanke der gesellschaftlichen Inklusion in Deutschland geltendes Recht. Doch sind Menschen mit Behinderung nicht nur aufgrund der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen immer noch von Diskriminierung betroffen: Berührungängste, Unsicherheit und Fremdheit schlagen sich in Isolation und Ausgrenzung nieder. Die Umsetzung der Behindertenrechtskonvention muss daher

#### Denkanstöße geben

Mit wissenschaftlichen Vorträgen, Diskussionsrunden und praxisorientierten Workshops bietet der Kongress Raum für einen vielfältigen und partizipativen Diskurs. „Neben einer theologischen Reflexion des Konzepts ‚Behinderung‘ bietet der Kongress Orientierungshilfen für die kirchlich-diakonische Praxis“, sagt Professor Dr. Johannes Eurich, Direktor des Diakoniewissenschaftlichen Instituts der



Daniel Viol: Seine Hobbys sind mit Freunden in die Stadt fahren, am Laptop spielen und Playstation spielen. Foto: Christof Becker

neben einer Veränderung der Rahmenbedingungen vor allem eine gesellschaftliche sein. Insbesondere der Kirche und ihren diakonischen Einrichtungen kommt hierbei eine tragende Rolle zu.

Ein Kongress, der am 8. und 9. März 2012 an der Universität Heidelberg stattfindet, greift den Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften auf und beleuchtet das soziale Phänomen „Behinderung“ aus theologischer Perspektive. Der Titel „Wissenschaft trifft Praxis: Behinderung – Theologie – Kirche“ ist dabei Programm. So greift beispielsweise die Podiumsdiskussion „Kirche als Akteur für Inklusion in der Gesellschaft“ am Abend des ersten Kongresstages die Verantwortung der Kirche für gesellschaftlichen Wandel auf und hinterfragt die gegenwärtige Praxis der Behindertenhilfe in Deutschland.

Es diskutieren Weihbischof Otto Georgens von der Diözese Speyer, OKR Dieter Kaufmann vom Diakonischen Werk Württemberg, Professor Dr. Andreas Kruse von der Universität Heidelberg, Wolfgang Rathke von der Individualhilfe Heidelberg und Gerd Weimer, Behindertenbeauftragter des Landes Baden-Württemberg.

Universität Heidelberg und ein Veranstalter des Kongresses. „Die Denkanstöße des Kongresses sollen so einen neuen Blick auf das Konzept Behinderung in die Gesellschaft tragen“, erklärt Eurich.

Der Kongress richtet sich an Betroffene und deren Angehörige, an Fachkräfte und Ehrenamtliche in Diakonie und Caritas, an Mitarbeitende aus Kirchengemeinden, Dekanaten, kreiskirchlichen Werken und Schulen sowie an Studierende und Lehrende in Hochschulen und theologischen Fakultäten. Durch Arbeitsgruppen und Workshops bietet der Kongress Raum für einen intensiven Austausch zwischen den Referent/-innen und Teilnehmer/-innen.

**Anmeldungen sind noch bis zum 2. März 2012 möglich. Nähere Informationen unter [www.dwi.uni-heidelberg.de/-kongress2012](http://www.dwi.uni-heidelberg.de/-kongress2012).**

*Kontakt: [nina.bust-bartels@dwi.uni-heidelberg.de](mailto:nina.bust-bartels@dwi.uni-heidelberg.de)*

*\*Nina Marie Bust-Bartels studiert Philosophie und Politikwissenschaft und ist als studentische Hilfskraft am Diakoniewissenschaftlichen Institut der Universität Heidelberg tätig.*

# AUS DEN DIÖZESEN UND DEN GREMIEN DER ARBEITSSTELLE

## Ein Tag wie jeder andere – Lebensbegleitung als Grundauftrag der Seelsorge

Barbara Seehase\*

Ich öffne die Tür und stehe: mitten im Leben! Quirlig geht es hier zu. Am CD-Player wird verhandelt, ob Tokio Hotel nun gegen einen Radiosender getauscht wird, Frau B. schiebt ihren Rollator durch den großen Eingangsbereich und sucht sich einen Platz, an dem sie alles im Blick hat, Manfred K. fragt den Mitarbeiter zum wiederholten Mal, wann seine Mutter zu Besuch kommt ... Ein Tag wie jeder andere in einer der Wohneinrichtungen der St. Augustinus-Behindertenhilfe.

Mit nahezu 500 stationären Wohnplätzen und einer stetig wachsenden Zahl ambulanter Dienstleistungen für Menschen mit chronisch psychischen Erkrankungen, Abhängigkeitserkrankungen oder geistiger Behinderung übernehmen die Einrichtungen und Dienste der St. Augustinus-Behindertenhilfe als Unternehmen des gemeinnützigen katholischen Verbundes der St. Augustinus-Kliniken gGmbH ein besonderes Maß an Verantwortung für die regionale Versorgung des Rhein-Kreises Neuss, des Rhein-Erft-Kreises und der Stadt Krefeld. Bedeutsamstes Ziel unserer Arbeit in der Behindertenhilfe ist es, das Recht behinderter Menschen auf Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu sichern und zu stärken.

Diese Aussage ist leicht zu Papier gebracht, doch was bedeutet es? Im Alltag der Bewohner und Klienten, im Alltag der Mitarbeiter und Führungskräfte, im Alltag unseres Unternehmens? Nehmen wir dieses Recht ernst, so schließt dies deutlich das Recht auf Ausübung der Religion und des Glaubens mit ein. Die Geschichte der St. Augustinus-Kliniken und damit auch des Unternehmensbereiches der Behindertenhilfe geht zurück auf eine lange christliche Tradition, denn das Unternehmen ist eine Gründung der Ordensgemeinschaften der Neusser Augustinerinnen und Neusser Alexianerbrüder. Tradition allein bildet jedoch keine gelebte Religiosität aus. Es geht vielmehr darum, die Traditionen des Glaubens in unsere Zeit zu übersetzen und auszurichten an den Bedarfen von Klienten und Mitarbeitern. Die Mitarbeiter haben dabei den Auftrag, die ihnen anvertrauten Menschen zu unterstützen und nach ihren Wünschen und Bedarfen zu be-

gleiten. Das bedeutet: genau hinzuhören, was diese individuellen Wünsche sind. Jesus fragt den Blinden: „Was soll ich Dir tun?“ (Mk 10,51 Lk 18, 41). Das umschreibt unseren Auftrag.

### Was genau ist mit Seelsorge gemeint?

Diese religiöse Begleitungsaufgabe wirft für die Mitarbeiter aber auch schnell die Frage auf: Was ist genau Religiöse Begleitung und was ist mit Seelsorge gemeint? Pfarrer Karl-Heinz Köchling sagt: „Vor allem, jeden in das Leben mit einzubeziehen!“ So fanden die Verantwortlichen zu der Umschreibung: „Seelsorge bedeutet: das Leben mit den Menschen zu teilen und wo es möglich ist, auch aus

Seelsorge bedeutet: das Leben mit den Menschen zu teilen und wo es möglich ist, auch aus dem Glauben heraus zu deuten.

dem Glauben heraus zu deuten.“ Diese weit gefasste Definition von seelsorglichem Handeln, die Forderung einer „seelsorglichen Grundhaltung“, gilt als Auftrag für alle Mitarbeiter gleichermaßen. Das Teilen des Lebens mit den Menschen findet seine Realisierung im gemeinschaftlichen Handeln, im Lachen, im Schweigen, in der Unterstützung, in der Annahme des Anderen in allen Lebensphasen, in Wertschätzung und Respekt. Christliche Werte zu leben ist ein Ziel, welches Tag für Tag umgesetzt werden will. In den Trägergrundsätzen der St. Augustinus-Kliniken ist dies für alle Mitarbeiter festgehalten worden, doch umsetzen und leben muss es jeder Mitarbeiter genau an dem Ort und in der Funktion, in der er tätig ist, ganz im Sinne der Fachtagung des Deutschen Caritasverbandes 2010: „Seelsorge geht alle an!“

Unter diesem Aspekt versuchen wir, die Arbeit auch konzeptionell und strategisch auszurichten und deutlich zu machen, dass es nicht nur ein „frommer Wunsch“ sein soll, dass Menschen (sowohl Klienten als auch Mitarbeiter) seelsorgliche und religiöse Begleitung erfahren, sondern dass dies auch gelebt werden kann.

### Einige Beispiele

Die St. Augustinus-Behindertenhilfe kooperiert eng mit den Behindertenseelsorgern des Erzbistums Köln für die Region Düsseldorf und den Rhein-Kreis Neuss.

- Regelmäßige Kommunikation sorgt für die Transparenz, die in der seelsorglichen Begleitung notwendig ist.
- Die Behindertenseelsorger stehen den Bewohnern, Klienten und Mitarbeitern für seelsorgliche Gespräche und Begleitung zur Verfügung.
- Sie unterstützen die Mitarbeiter in der Verarbeitung ihrer Trauer beim Tod eines langjährigen Bewohners.
- Die Behindertenseelsorger gestalten gemeinsam mit Mitarbeitern regelmäßige liturgische Angebote für die

(Beispiel Beteiligung am Pfarrfest oder „Dreck-weg-Tag der Gemeinde“).

- Die Mitglieder des Arbeitskreises des Qualitätsmanagements „Religiöse Begleitung von Menschen mit Behinderung in der St. Augustinus-Behindertenhilfe“ nehmen Multiplikatorenfunktion ein. In einem jährlichen Workshoptag sowie an zwei Nachmittagen im Jahr greifen die circa 15 Mitarbeiter religiöse Themen auf und werden in religiösen Wissensgebieten geschult (Beispiel Kirchenjahreskreis, rund um die Bibel, fremde Religionen, fremde Sitten).
- Der Prozess „Lebens-, Sterbe- und Trauerbegleitung“ ist ein Kernprozess des Qualitätsmanagements. Durch die



Besinnungstag von Bewohnern und ehrenamtlich Engagierten des Wohnverbundes Vinzenz von Paul zum Thema „Ostern entgegen“.  
Foto: Barbara Seehase

Bewohner, Klienten und Mitarbeiter (Gottesdienste, Trauerfeiern, Angebot „Brot und Bibel“).

- Die Behindertenseelsorger bringen sich mit ihrer Kompetenz in die Arbeit der St. Augustinus-Behindertenhilfe ein und entwickeln die Arbeit im Bereich der Religiösen Begleitung und Seelsorge in der St. Augustinus-Behindertenhilfe mit fort.

Die St. Augustinus-Behindertenhilfe hat das Thema Seelsorge in ihrem Qualitätsmanagement fest verankert:

- Der Arbeitskreis des Qualitätsmanagements „Gemeindeintegration und Ehrenamt“ schafft Kooperationen in den Sozialraum hinein. Als „Bürger unter Bürgern“ zu leben ist erklärtes Ziel der kleinen gemeindeintegrierten Wohnhäuser der St. Augustinus-Behindertenhilfe. Ehrenamt ist von daher ein Brückenschlag in die Gemeinde hinein. Engagierte Bürger bringen sich mit ihren Kompetenzen auf vielfältige Art ein und an einzelnen Punkten gelingt es bereits, dass die Klienten sich selbst aktiv für das Gemeinwohl engagieren

Entwicklung einer Handreichung zur Lebens-, Sterbe- und Trauerbegleitung wurde ein zentraler Schwerpunkt geschaffen. Die Handreichung entstand im Rahmen eines Prozesses in Kooperation mit dem Behindertenseelsorger und unter Beteiligung vieler Mitarbeiter. Die entwickelte Handreichung wird regelmäßig evaluiert.

- Im Qualitätsmanagement wurden Auditkriterien zum Thema „Religiöse Begleitung“ entwickelt.

Die St. Augustinus-Behindertenhilfe stellt personelle und finanzielle Ressourcen für die Schulung und Qualifizierung ihrer Mitarbeiter bereit:

- Jährliches Schulungsangebot „Da berühren sich Himmel und Erde“: Wege einer gelebten Lebens-, Sterbe- und Trauerbegleitung in der St. Augustinus-Behindertenhilfe“.
- Die St. Augustinus-Behindertenhilfe führt für ihre Mitarbeiter jährlich dreitägige Einkehrtage mit dem Titel „Der Tritt aus dem Trott“ durch. Da die Teilnehmerzahl

- auf 15 Personen begrenzt ist, wird das Angebot jährlich zwei Mal in Kooperation mit dem Behindertenseelsorger durchgeführt.
- Drei Mitarbeiter wurden vom Erzbistum Köln in einer einjährigen Weiterbildung zu Begleitern in der Seelsorge von Menschen mit Behinderung qualifiziert und erhielten dazu eine bischöfliche Beauftragung. Verbunden mit der Beauftragung ist eine wöchentliche Freistellung im Umfang von fünf Stunden für diese Aufgabe. Ein Aufgabenprofil für diese Tätigkeit in der St. Augustinus-Behindertenhilfe wurde gemeinsam mit den Behindertenseelsorgern abgestimmt.
  - Mitarbeiter der St. Augustinus-Behindertenhilfe sind
    - Mitgestaltung von Gottesdiensten in der Wohn-einrichtung und auch Pfarrgemeinde
    - Begleitung der uns anvertrauten Menschen auch in ihrer letzten Lebensphase
    - Gestaltung von Trauerfeiern: Die Lebensgeschichte der Bewohner wird durch die Mitarbeiter schriftlich niedergelegt und nach Möglichkeit durch sie selbst im Trauergottesdienst vorgetragen
    - Planung und Durchführung von Einkehrtagen
    - Gestaltung von Gedenktagen der Namenspatrone der Häuser und Wohnbereiche
    - Durchführung einer Taizéfahrt
    - Individuelle Unterstützung der Bewohner und Klienten



Mitarbeiterin der St. Augustinus-Behindertenhilfe beim kreativen Nachmittag der Einkehrtage „Der Tritt aus dem Trott“.

Foto: Barbara Seehase

Mitglieder des Ethikkomitees der St. Augustinus-Kliniken. Ein Kernziel dieser Arbeit ist die Implementierung ethischer Fallbesprechung im gesamten Unternehmen. Da die Instrumentarien ethischer Fallbesprechung durch ihre medizinische Ausrichtung nicht auf die ethischen Fragestellungen sowohl der Behindertenhilfe als auch Seniorenhilfe passen, wurde gemeinsam mit Professor Wolfgang M. Heffels sein Grundmodell des „Verantwortlichen Handelns“ weiterentwickelt zu dem Instrumentarium der „Ethischen Problembearbeitung“. Zwölf Mitarbeiter wurden zur „Koordinatoren Ethik“ ausgebildet und tragen zu Implementierung und „alltagstauglichen“ Nutzung des Instrumentariums bei.

Die Mitarbeiter der St. Augustinus-Behindertenhilfe entwickeln in ihren Verantwortungsbereichen gemeinsam mit Bewohnern, Klienten und ehrenamtlich Engagierten religiöse Angebote:

- Teilnahme und Mitgestaltung von Wallfahrtstagen in Kooperation mit den Kirchengemeinden vor Ort

in der Ausübung ihres Glaubens (Friedhofsbesuche, Begleitung zu Gottesdiensten)

- Gestaltung von Festen im Kirchenjahreskreis
- In Kooperation zu den Behindertenseelsorgern Durchführung des jährlichen Theaterprojektes von Menschen mit und ohne Behinderung im Advent mit dem Titel: „Kein König wie alle anderen“.

Diese Beispiele, die in den verschiedenen Einrichtungen durchaus unterschiedlich gelebt werden, deuten an, was im Rahmen einer christlichen Unternehmenskultur eine „seelsorgliche Grundhaltung“ genannt werden kann. Jede kleine freundliche Geste, jedes fröhliche Hallo, jede Bemühung füreinander da zu sein und einander so anzunehmen, wie man ist, legen die Spur zu gelebter Nächstenliebe, so wie Jesus Christus sie uns allen ans Herz gelegt hat.

Kontakt: [B.Seehase@ak-neuss.de](mailto:B.Seehase@ak-neuss.de)

\*Barbara Seehase ist Assistentin der Geschäftsführung der St. Augustinus-Behindertenhilfe.

## Zwei Spürnasen auf der Suche nach Stolpersteinen „Rolling-Tour“ durch die Pfalz warb für Barrierefreiheit

Vom 8. bis 13. August machte sich Stefan Dreeßen mit seinem Rollstuhl-Fahrrad und seinem Begleiter Christoph Sommer auf den Weg von der Saarpfalz in die Vorderpfalz, um auf die UN-Behindertenrechtskonvention aufmerksam zu machen und sich für eine barrierefreie Gesellschaft einzusetzen. Rund 140 Kilometer legten die beiden auf ihrer „Rolling-Tour“ zurück, die unter dem Motto „Auf dem Weg zur Barrierefreiheit für Menschen mit Behinderungen“ stand.

Der Start erfolgte am Saarbrücker Flughafen; von dort führte die Strecke der beiden Referenten der Behindertenseelsorge im Bistum Speyer über St. Ingbert, Homburg, Landstuhl, Kaiserslautern und Neustadt nach Speyer. An jedem Etappenziel gab es Informationsveranstaltungen zum Thema Barrierefreiheit vor den Rathäusern und in kirchlichen Einrichtungen. Denn die Verantwortlichen von Politik und Kirche sollten ganz konkret

Zu dieser Begegnung hatten sich außerdem die drei ehrenamtlichen Betreuer für Behinderte sowie eine Rollstuhlfahrergruppe aus Zweibrücken eingefunden.

Hoffmann stellte unter anderem die bisherigen Aktivitäten der Stadt für Behinderte vor: Anschaffung von Niederflurbussen im Stadtverkehr, Anhebung der Bürgersteige im Haltestellenbereich und barrierefreier Einstieg in das Schwimmbecken des neuen Hallenbades. Stefan Dreeßen fuhr auch mit seinem Rollstuhl-Fahrrad durch die Fußgängerzone, um sich ein Bild vom Zugang zu den Geschäften zu machen, und stellte fest, dass einige nicht barrierefrei sind.

Am Abend traf sich das „Rolling-Tour“-Team mit Kaplan Christof Anselmann und einem Kreis Interessierter im Pfarrheim St. Josef. Bei der Vorstellung wurde ersichtlich, dass die Gäste in irgendeiner Form Behinderte unterstützen, indem sie etwa hörbehinderte Menschen durch Übersetzung in die Gebärdensprache die Teilnahme am Gottesdienst ermöglichen. Im Mittelpunkt des Gedankenaustausches stand eine Power-Point-Präsentation zum Thema UN-Behindertenrechtskonvention. Der

### Das Motto lautete: „Auf dem Weg zur Barrierefreiheit für Menschen mit Behinderung“.

mit den Barrieren konfrontiert werden, auf die Menschen mit Behinderungen in der Pfalz und Saarpfalz stoßen.

„Wir hoffen, dass die ‚Rolling-Tour‘ die Probleme behinderter Menschen aufzeigen und eine große Wirkung erzielen wird“, brachte Christoph Sommer vor dem Start am Saarbrücker Flughafen die Erwartungen auf den Punkt. Der Behindertenbeauftragte des Saarlandes, Wolfgang Güttlein, dankte Stefan Dreeßen für die Bereitschaft zur Durchführung dieser kräftezehrenden Fahrt und hob die große Bedeutung dieser Demonstration heraus. Domkapitular Franz Vogelgesang, der Leiter des Seelsorgeamtes im Bistum Speyer, sprach Gebete, Fürbitten und erteilte den Reisesegen. Schließlich durchschnitt er zum Start symbolisch ein Band. In flottem Tempo – nach eigenen Angaben fahre er meistens zwischen zwölf und 15 Kilometer pro Stunde – verließ Stefan Dreeßen schließlich unter dem Applaus einiger kirchlicher Mitarbeiter aus der Region das Flughafengelände in Richtung St. Ingbert.

#### Erste Station: St. Ingbert

Erste offizielle Station war die westlichste Stadt des Bistums: St. Ingbert. Dort wurden Stefan Dreeßen und sein Begleiter Christoph Sommer im Rathaus von Bürgermeister Rainer Hoffmann willkommen geheißen.

Präsentation schloss sich ein vertiefendes Gespräch in der Runde an.

#### Landstuhl: Hundert Interessierte

In Landstuhl waren rund hundert Interessierte zur Stadthalle gekommen, um Stefan Dreeßen, Christoph Sommer und ihre Begleiter zu begrüßen. Rund 30 Unterstützern aus den Westpfalz-Werkstätten und der Reha Westpfalz hatten sich ab Vogelbach den beiden angeschlossen und brachten mit grünen T-Shirts ihre Sympathie für die Aktion zum Ausdruck.

Bürgermeister Klaus Grumer betonte den besonderen Stellenwert der Behindertenhilfe in Landstuhl. Mit dem Gemeinschaftswerk für Menschen mit Behinderungen, den Westpfalz-Werkstätten und der Reha beherberge die Stadt große und wichtige Einrichtungen für behinderte Menschen. Dennoch, so Bürgermeister Grumer, gebe es auch in Landstuhl noch sehr viel zu tun, um wirkliche Barrierefreiheit zu schaffen. Dies wurde auch an der Diskussion deutlich. Hier ging es um praktische Hindernisse für Menschen mit Behinderungen, wie das Einsteigen in Zug oder Bus. Wie Rüdiger Mang aus Ramstein berichtete, würden die Zugführer inzwischen Rampen zur Überbrückung der Distanz zwischen Bahnsteig und Zug ausfahren, allerdings erst nachdem er



In Landstuhl wurde das „Rolling Tour“-Team vor der Stadthalle im Beisein zahlreicher Bürger von Bürgermeister Klaus Grumer (mit Mikrofon) herzlich begrüßt. Foto: Layes

mit einem Artikel in der Tageszeitung an die Öffentlichkeit gegangen sei.

Dass „Barrierefreiheit“ nicht nur physische Hindernisse für körperbehinderte Menschen einschließt, wurde deutlich, als Bürgermeister Grumer gebeten wurde, etwas langsamer zu sprechen, da der Übersetzer in die Gebärdensprache nicht nachkam. Auf das Schicksal schwerbehinderter Menschen machte Rupert Schönmehl, Vorsitzender der Behindertenhilfe Westpfalz, aufmerksam. Diese Menschen benötigten meist eine Eins-zu-eins-Betreuung, weshalb man mit dem Begriff „Inklusion“, also die Teilhabe und Teilnahme behinderter Menschen am gesellschaftlichen Leben, nicht weit komme. Schönmehl berichtete auch von einem Gespräch mit der Deutschen Bahn, das im Oktober stattfinden wird und bei dem Probleme der Barrierefreiheit angesprochen werden sollen.

Eine leider nur sehr kleine Runde mit fast ausschließlich Betroffenen und in der Behindertenhilfe Tätigen folg-

te am Abend im Pfarrhaus der Pfarrei Heilig Geist in Landstuhl. Dass man in Sachen Selbstbestimmung und Selbstständigkeit behinderter Menschen noch vielfach ganz am Anfang steht, zeigte die Diskussion um die „Inklusion“ von Menschen mit Behinderungen in die Arbeitswelt, in Regelschulen und Regelkindergärten. Ingrid Haus, stellvertretende Leiterin der Reha Westpfalz, wies auf ein neues Projekt hin, bei dem seit Mai dieses Jahres „Regelkinder“ im Reha-Kindergarten aufgenommen und integriert werden. Karl-Hermann Seyl, Geschäftsführer des Gemeinschaftswerkes für Menschen mit Behinderungen, verwies auf einige Erfolge in der Vermittlung von Werkstattangehörigen in den regulären Arbeitsmarkt.

#### **Neustadt: Viele Steine des Anstoßes**

Als die „Rolling Tour“ in Neustadt Station machte, kamen zum Empfang im Rathaus etwa 15 Besucher; bei der abendlichen Gesprächsrunde im Gemeindezentrum

St. Bernhard waren die Behindertenseelsorger Stefan Dreeßen und Christoph Sommer aber weitgehend allein. Sommer wertete das geringe Interesse als Beleg dafür, „dass Behindertenarbeit noch nicht den Stellenwert hat, den wir uns wünschen“.

Der Neustadter Bürgermeister Ingo Röthlingshöfer berichtete, dass die Wohnungsbaugesellschaft der Stadt bei Bedarf Wohnungen so umbaut, dass Behinderte darin wohnen können. Auch sonst bemühe man sich um Verbesserungen für Behinderte. So würden beispielsweise immer wieder die Ränder von Bürgersteigen abgesenkt, und es gebe Überlegungen, das Angebot an Wohnheimplätzen für Schwerbehinderte zu erweitern.

Doch sei noch einiges zu tun, auch direkt im Rathaus, wie Dreeßen feststellte. In dem Gebäude gibt es keine Behindertentoilette, und zu den Büros in den oberen Etagen ist kein barrierefreier Zugang vorhanden. Im Gemeindezentrum erkannte Dreeßen, dass es dort zwar einen barrierefreien Zugang gebe, aber kein entsprechendes Hinweisschild.

Das Kopfsteinpflaster an vielen Stellen der Stadt war ein weiterer Kritikpunkt. Auch seien die Behindertentoiletten oft geschlossen und verschmutzt, und bei einigen Ampelanlagen fehle ein Summton, der sehbehinderten und blinden Menschen beim Überqueren der Straße hilft. Gewünscht wurde der Einbau von Induktions-

schleifen in öffentlichen Gebäuden, die eine Hilfe für Hörbehinderte darstellen.

### Abschlussgottesdienst in Speyer

Im Abschlussgottesdienst am 13. August mit Weihbischof Otto Georgens in der Pfarrkirche St. Joseph in Speyer berichtete Stefan Dreeßen vor rund hundert Gläubigen von schönen Erfahrungen, Steinen des Anstoßes und interessanten Begegnungen während der Tour. Weihbischof Georgens dankte Dreeßen, der den Mut aufgebracht habe, sich auf diese besondere Reise zu begeben, um eine Botschaft zu verbreiten. „Die Barrierefreiheit entspricht dem christlichen Menschenbild“ (siehe Predigt nächste Seite). Viele Glieder seien notwendig, um gemeinsam etwas zu bewegen“, betonte Georgens. „Die ‚Rolling-Tour‘ hat eines vor Augen geführt: die Behinderung als Teil der Vielfalt des menschlichen Lebens wahrzunehmen“, so der Weihbischof, der die Schirmherrschaft über die Aktion übernommen hatte. Eine Gesprächsrunde im Ägidienhaus zur „UN-Behinderten-rechtskonvention und die Kirche“ bildete den Abschluss der Aktion.

Wer Erfahrungen mit dem Thema Behinderung weitergeben möchte, kann sich an Stefan Dreeßen wenden. 2013 ist erneut eine „Rolling Tour“ im Süden des Bistums geplant.

Kontakt: [stefan.dreessen@bistum-speyer.de](mailto:stefan.dreessen@bistum-speyer.de)



Doris Hartmann: Ihre Hobbys sind lesen, häkeln und stricken.



Foto: Christof Becker

# Gott will keinen von der Teilhabe ausschließen

## Predigt zum Abschluss der Rolling-Tour

Otto Georgens\*

In der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen von 2009 kommt uns das Evangelium entgegen. Die Behindertenrechtskonvention hält uns Christen den Spiegel vor. Es ist der Spiegel des Evangeliums, in dem wir uns selbst sehen und erkennen, was unsere Aufgabe ist. Wir sollten uns darüber freuen, dass uns gleichsam von außen vorgehalten wird, was sich in unserer Glaubenspraxis zeigen sollte. In der Tat: Der inklusive Ansatz und die barrierefreie Gesellschaft entsprechen dem christlichen Menschenbild. Teilhabe ist ein Menschenrecht. Alle Bereiche des Lebens sind so zu gestalten, dass jeder Einzelne mit seinen Bedürfnissen und Fähigkeiten teilhaben kann.

Eines meiner Lieblingsgebete – es war das Eröffnungsgebet dieser Messfeier – lautet so: „Gott. Du hast uns verschiedene Gaben geschenkt. Keinem gabst du alles – und keinem nichts. Jedem gibst du einen Teil. Hilf uns, dass wir uns nicht zerstreiten, sondern einander dienen, mit dem, was du einem jeden zum Nutzen aller gibst“ (MB Nr. 14 / S. 309).

Das ist Inklusion pur! „Ein Leib und viele Glieder“, sagt Paulus. Keiner kann zum anderen sagen: Ich bin nicht auf dich angewiesen. Ich brauche dich nicht. Vielmehr: Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit. Wenn ein Glied geehrt wird, freuen sich alle anderen mit ihm. Ihr seid der Leib Christi, und jeder Einzelne ist ein Glied an ihm“ (1Kor 12,12-27).

Selbstbestimmung, Teilhabe, Inklusion – davon spricht auch das Evangelium (Mt 15,21-28). Zunächst hat man den Eindruck, dass sich Jesus diesen Anliegen verweigert, sie konterkariert.

Die nichtjüdische Frau, von der wir hörten, muss um ihre Rechte kämpfen. Sie beweist Mut und Ausdauer. Sie

## Die Behindertenrechtskonvention hält uns Christen den Spiegel vor.

lässt sich nicht abweisen, als Jesus es zweimal ablehnt, ihr zu helfen. Selbst als er das harte Wort sagt: „Es ist nicht recht, das Brot den Kindern wegzunehmen und es den Hunden vorzuwerfen“ – da ist sie nicht beleidigt. Sie reagiert schlagfertig: „Aber selbst die Hunde bekommen etwas von den Brotresten, die vom Tisch ihres Herrn fallen.“ Bei diesem Wort geht Jesus etwas auf. Etwas ganz Neues wird ihm klar. Voll Staunen sagt er: „Frau, dein Glaube ist groß. Was du willst, soll geschehen.“ Und ihr Kind wird gesund.

Jesus hat zu diesem Zeitpunkt schon viele Menschen geheilt, aber es waren alles Leute aus seinem Volk, dem Volk Israel – auch der Knecht des Hauptmanns war in die Bevölkerung integriert. Diese Frau aber war ei-



Brunhild Christ: Ihre Hobbys sind kochen, lesen, Musik hören, Fernsehen gucken, wandern und backen.



Foto: Christof Becker



Claudia Altstadt: Ihre Hobbys sind Pinguine sammeln (Stofftiere, Figuren), BVB-Fan, Drachen steigen lassen, fernsehen, Tierfilme anschauen und einkaufen gehen. Foto: Christof Becker

ne heidnische Frau, eine kanaanäische Frau, aus heidnischem Land. Jesus wusste um seine Sendung. Er bleibt seinem Auftrag treu: „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt.“ Mit anderen Worten: „Ich kann hier nicht helfen.“

Die Frau in ihrem unbändigen Vertrauen lässt aber nicht locker. Da fällt es Jesus wie Schuppen von den Augen: Ein solcher Glaube ist nicht Menschenwerk. Da steckt der lebendige Gott dahinter. Es ist ähnlich wie an der Stelle, als Petrus Jesus als Messias bekennt: „Nicht Fleisch und Blut haben dir das offenbart, sondern mein Vater im Himmel (Mt 16,17).“ Das hast du nicht selbst entdeckt, das hat dir der Vater eingegeben. Jesus erkennt: Den Glauben der Frau hat Gott gewirkt. Jesus weiß jetzt: Der Vater im Himmel will, dass ich hier heile. Meine Sendung gilt auch dieser heidnischen Frau, nicht nur meinem Volk.

Das ist das Spannende an diesem Evangelium: Jesus ist seinem Auftrag gegenüber treu – und gleichzeitig ist er offen für die Situation. Er spürt Gottes Wille in der Situation und handelt dann ganz neu. Er ist nicht stur, nicht festgelegt auf das, was seine Meinung ist. Er kann sie ändern, wenn er in der Situation spürt, dass Gott etwas anderes von ihm will. Und das ist großartig. Es ist auch großartig, dass es eine Frau ist, durch die Jesus zu einer neuen Erkenntnis kommt.

**Um auf die UN-Behindertenrechtskonvention aufmerksam zu machen, starteten Stefan Dreeßen mit seinem Rollstuhl-Fahrrad und sein Begleiter Christoph Sommer im August 2011 zu einer „Rolling Tour“. Einen Bericht über die Tour unter dem Motto „Auf dem Weg zur Barrierefreiheit für Menschen mit Behinderungen“ lesen Sie auf Seite 49.**

Diese Erzählung war später ganz wichtig, als nach dem Tod und der Auferstehung Jesu auch die Jünger lernen mussten: Wir sind nicht nur zu den Juden gesandt, sondern in alle Welt.

Diese Erzählung ist auch für uns sehr lehrreich: Was Gott will, wissen wir aus den zehn Geboten und aus dem Liebesgebot. Aber eben nicht nur. Das genügt nicht. Wir müssen den Willen Gottes auch aus der Situation heraus lesen können. Gott kann uns auf ungewohnte Weise anrufen und anfordern. Jeder, der aufmerksam und beweglich ist, hat es schon erfahren.

Lernen von Jesus. Lernen mit Jesus. Jesus hat die Lektion verstanden. Gott will keinen von der Teilhabe ausschließen. Er ist ein Freund des selbstbestimmten Lebens. Dahinter steht die Inklusion, die Vision von dem einen Leib und den vielen Gliedern. Aber auch die Situation ist wichtig. Die Rolling-Tour hat es in den vergangenen Tagen vielen Menschen vor Augen geführt: Behinderung als Teil der Vielfalt menschlichen Lebens wahrnehmen. Menschen mit Behinderung eine selbstbestimmte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglichen. Menschen mit Behinderung in unsere Mitte nehmen. So gewinnt unser Glaube Hand und Fuß. Aus der Situation heraus eine neue Erkenntnis gewinnen, sagt das Evangelium. Darauf kommt es an: Aus der Situation den Willen Gottes erkennen. Lernen wir also von Jesus, lernen wir mit Jesus. Amen.

*Kontakt: weihbischof@bistum-speyer.de*

*\*Weihbischof Otto Georgens (Bistum Speyer) ist Beauftragter für die Behindertenpastoral der Deutschen Bischofskonferenz.*

## „Kein Mensch ist perfekt“

### 18. Forum Sozialpastoral im Bistum Limburg

Jochen Straub\*

In einer Kooperationsveranstaltung von Dezernat Pastorale Dienste und Caritasverband für die Diözese Limburg e. V. beschäftigte sich das 18. Forum Sozialpastoral im Bistum Limburg am 26. Oktober 2011 im Wilhelm-Kempf-Haus mit der Jahreskampagne des Deutschen Caritasverbandes „Kein Mensch ist perfekt“. In den Mittelpunkt gestellt wurden die Situation von Menschen mit Behinderung und die Herausforderungen, welche sich daraus für die Pastoral ergeben. Motiviert durch die sogenannte „Behindertenrechtskonvention“ gewinnt das Thema kirchlich und gesellschaftlich an Bedeutung und wird gegenwärtig unter dem Stichwort „Inklusion“ in Bezug auf gemeinsames Leben und Lernen von Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderungen in KiTas, Schulen und anderen Bildungseinrichtungen kontrovers diskutiert.

Das 18. Forum Sozialpastoral hat sich dem Thema auf zwei Wegen genähert: Am Vormittag berichtete Rainer Schmidt, evangelischer Pfarrer und einer der erfolgreichsten deutschen Tischtennispieler im Behindertensport, spannend und authentisch aus seinem Leben und von biblischen Geschichten, die ihm geholfen haben, mit seiner Behinderung umzugehen.

Mit verschiedenen Workshop-Angeboten wurden am Nachmittag bestehende oder mögliche Ansätze für die

Profilierung der Pastoral im Bistum Limburg sowie anstehende Herausforderungen in diesem Bereich beschrieben, die den Pfarreien die Möglichkeit eröffnet, neue Akzente zu setzen. Vorgestellt wurden u. a. „Wegweisen.de“ – Projekt für Menschen mit und ohne Behinderung aus dem rheinland-pfälzischen Teil des Bistums Limburg, das „Brückenmodell“ als Modell für die Seelsorge für Menschen mit Behinderung. Weitere Arbeitskreise gab es zum Thema Dezentralisierung in Einrichtungen als Herausforderung an Pfarreien, Menschen mit Behinderung in der Pfarrei und Ansatzpunkte für die Arbeit, Inklusion als gesellschaftliche Herausforderung – Lobbyarbeit für Menschen mit Behinderung. Die Elementarisierung biblischer Geschichten wurde als Arbeitskreis zur Auseinandersetzung mit der Verkündigung angeboten. In einer Eucharistiefeier mit Pfr. Michael Metzler, Vorsitzender des Caritasverbandes für die Diözese Limburg e. V., endete über 60 Teilnehmerinnen und Teilnehmer die Veranstaltung.

Kontakt: [j.straub@bistumlimburg.de](mailto:j.straub@bistumlimburg.de)

*\*Jochen Straub ist Referatsleiter Seelsorge für Menschen mit Behinderung im Bistum Limburg.*

## „Ich bin dann mal da!“ – engagiert für das Leben

### Ehrenamt im Fokus der Kamera

Jochen Straub\*

Bei dem Titel „Ich bin dann mal da!“ gibt es zuallererst einmal eine Irritation: Gewohnt sind wir den Titel „Ich bin dann mal weg!“ Wenn es um das Thema Ehrenamt geht, gilt aber genau das Gegenteil: „Ich bin dann mal da!“ Ich bin da, um ehrenamtlich in der Kirche zu wirken.

Aufgegriffen hat dieses Thema die Projektgruppe ‚Woche für das Leben‘ im Bistum Limburg und zehn ausgewählte Bereiche von Ehrenamt im Bistum wurden von der Filmemacherin Sarah Schortemeyer begleitet. Von Suppenküche bis Kleiderkammer, von Pfarrgemeinderat bis Bildungsangebot reichte die Palette. Eingeladen wurden zehn Prominente, um an diesem Tag mit einem Seitenwechsel ehrenamtliche Arbeit zu erfahren. Und das Spezifische für Menschen mit Behinderung? – Ein Teil von „Ich bin dann mal da!“ ist das Parlament behinderter Menschen in einer Pfarrei des Bistums Limburg. In diesem Parlament vertreten geistig und körperlich behinderte

Menschen ihre Interessen gegenüber der Kirchengemeinde, der Stadt und der Verbandsgemeinde. Immer wieder sagen die „Parlamentarier“ und die entscheidenden Persönlichkeiten: „Ich bin dann mal da!“ Pfarrer, Bürgermeister, Verbandsbürgermeister, Unternehmer und viele andere stehen zur Diskussion und Umsetzung von Wünschen behinderter Menschen dem Parlament zur Verfügung. „Ich bin dann mal da!“ – ein Film, der sich zu sehen lohnt.

Die DVD ist zu beziehen: Bischöfliches Ordinariat, Informations- und Öffentlichkeitsstelle, Rossmarkt 4, 65549 Limburg, Telefon: 06431/295-277

Kontakt: [j.straub@bistumlimburg.de](mailto:j.straub@bistumlimburg.de)

*\*Jochen Straub ist Referatsleiter Seelsorge für Menschen mit Behinderung im Bistum Limburg.*

# Küssen verboten und Stolpern erlaubt?

## Bundesweite Wanderausstellung will UN-Konvention bekannter machen

Andreas Gesing\*

Im März 2009 wurde die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung in Deutschland in Kraft gesetzt. Das Meinungsforschungsinstitut Allensbach hat im Juni 2011 eine Untersuchung veröffentlicht, nach der nur 14 Prozent der Bevölkerung bereits von der UN-Konvention gehört haben.

Die Diözese Augsburg hat daraufhin gemeinsam mit Studierenden des Fachbereichs Kommunikationsdesign der Hochschule Augsburg verschiedene Ausstellungsobjekte entwickelt, die die Inhalte der UN-Konvention besser verständlich machen sollen. Alle diese Modelle sind in Zusammenarbeit mit Menschen mit Behinderung entstanden.

Eine Jury aus Menschen mit und ohne Behinderung hat ein Modell ausgewählt, das in den nächsten zwei Jahren als „Ausstellungsraum“ durch möglichst viele Diözesen wandern soll. Das Ausstellungsobjekt hat eine Grundfläche von 4 x 4 m und eine Höhe von 2,40 m. Es besteht aus vier Nischen, die sich mit vier zentralen Themen der UN-Konvention befassen.

„Stolpern erlaubt?“ (Barrierefreiheit)  
„Küssen verboten?“ (Selbstbestimmung)

„Wir sind alle behindert“ (Nichtdiskriminierung)  
„80% behindert, 20% Mensch“ (Chancengleichheit)

Am 22. März 2012 wird diese Ausstellung anlässlich der bundesweiten Konferenz der Behindertenseelsorger von Weihbischof Georgens in Würzburg eröffnet. Die breite Öffentlichkeit hat dann auf dem Katholikentag in Mannheim die Gelegenheit, das Ausstellungsobjekt zum ersten Mal zu sehen.

Anschließend soll die Ausstellung in möglichst vielen Regionen in Deutschland zu sehen sein. Vor Ort wird es dann jeweils eine kleine Ausstellungseröffnung geben, zu der selbstverständlich alle Menschen mit und ohne Behinderung eingeladen sind.

Weitere Informationen zur Wanderausstellung erhalten Sie bei der Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz.

Kontakt: [andreas.gesing@behindertenpastoral-dbk.de](mailto:andreas.gesing@behindertenpastoral-dbk.de)

\*Andreas Gesing ist Mitarbeiter der Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz.



Bald geht die Ausstellung zur UN-Behindertenrechtskonvention auf die Reise durch Deutschland, eröffnet wird sie am 22. März.  
Foto: Andreas Gesing

## Der Münchner Liebfrauentempel lässt sich ertasten

### Kirchenführer in Brailleschrift

Angelika Sterr\*

Das sichtbare Wahrzeichen für jeden München-Touristen sind die Backsteintürme des Doms mit den grünen „welschen Hauben“. Auch für die Münchner ist der Anblick der Frauentürme ein Stück Heimat, schließlich sind sie stolz auf ihre Bürgerkirche.

Seit Oktober 2011 können blinde und sehbehinderte Menschen den Münchner Dom mittels eines Kirchenführers in Brailleschrift und großer Schwarzschrift ertasten, begreifen und kennen lernen. Mit Pressekonferenz und besonderen, taktilen Führungen wurde das neue Buch der Öffentlichkeit vorgestellt. Gruppen sehbehinderter, blinder und taubblinder Menschen sowie Schüler und Schülerinnen des Sehbehindertenzentrums und Blindeninstituts aus München und der Region kamen dazu in die Frauenkirche. Teilgenommen hat mit großer Aufmerksamkeit auch ein Kindergarten, dort wird gerade das Thema „Sinne“ bearbeitet.

Dompropst Weihbischof Engelbert Siebler feierte eine Eucharistiefeier, die von einer blinden Kirchenmusikerin und den „Blinden Musikern“ – einer Bläsergruppe aus München – musikalisch gestaltet wurde. Am Nachmittag wurden spezielle Führungen durch die Frauenkirche angeboten: sowohl für sehbehinderte, blinde und taubblinde Menschen als auch für Sehende mit Augenbinde. Es war möglich, auch in sonst unzugänglichen Bereichen alles zu ertasten. Ein Gebärdendolmetscher übersetzte für gehörlose Begleiter. Das Programm wurde mit einem Orgelkonzert abgeschlossen.

Der Dompropst Weihbischof Siebler betonte in seiner Presserklärung, dass es ein großes Anliegen des Domkapitels und des Erzbischofs ist, den Dom für blinde und sehbehinderte Menschen zugänglich zu machen und so einen Beitrag zur Inklusion zu leisten. In seiner Predigt bezog er sich auf das Magnifikat und ermutigte dazu, dass die einfachen und ausgegrenzten Menschen in der Mitte der Kirche ihren Platz haben.

Der Dompropst Weihbischof Siebler betonte in seiner Presserklärung, dass es ein großes Anliegen des Domkapitels und des Erzbischofs ist, den Dom für blinde und sehbehinderte Menschen zugänglich zu machen und so einen Beitrag zur Inklusion zu leisten. In seiner Predigt bezog er sich auf das Magnifikat und ermutigte dazu, dass die einfachen und ausgegrenzten Menschen in der Mitte der Kirche ihren Platz haben.

#### Vorbild aus Köln

Die Anregung für den Münchner Domführer kam vor einigen Jahren aus Köln, dort wurde ein ähnliches Buch über den Kölner Dom veröffentlicht. Der Fachbereichsleiter für die Behindertenseelsorge im Erzbischöflichen Ordinariat Martin Schopp war sehr begeistert von der Idee, auch die Münchner Frauenkirche auf diese Weise den blinden und sehbehinderten Menschen zugänglich zu machen. Allerdings brachte die Nachfrage in Köln nach den Kosten für die Herstellung die erste Ernüchterung. Der Druck der Blindenschrift und vor allem der Reliefs ist sehr aufwändig, arbeitsintensiv und teuer. Es war damit klar, dass das Buch nicht kostendeckend verkauft werden kann. Zum Glück erklärte sich das Münchner Domkapitel großzügig bereit, einen Großteil der



Taubblinde Teilnehmer/-innen mit Gebärdendolmetscher, Führerin und dem Holzmodell.

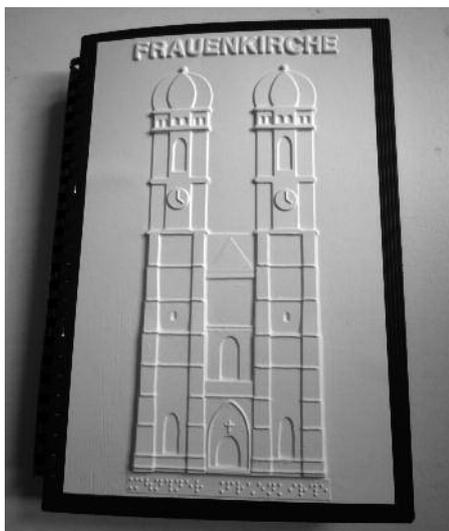
Foto: Angelika Sterr

Herstellungskosten zu finanzieren. Damit war eine erste Hürde gemeistert.

Martin Schopp suchte nach sachkundigen und – was sehr wichtig war – nach selbst betroffenen Personen, die gemeinsam ein Konzept für dieses Buch entwickelten. Mit Annette Pavkovic, selbst blind und studierte Historikerin, sowie Rosa Weiß-Gschwendtner, Medienfachfrau, beide Lehrerinnen am Sehbehinderten-zentrum, war ein Team gefunden. Der Diözesanarchivar stellte Texte zur Verfügung, auch der Pressestellenleiter brachte seine Ideen mit ein. In der Endphase kam noch die neue Diözesanseelsorgerin für blinde und sehbehinderte Menschen hinzu. Mit hohem Engagement und nach vielen Treffen konnte im Oktober der Domführer in Brailleschrift präsentiert werden. Es gab zunächst Überlegungen, mit Holzreliefs zu arbeiten. Im Dom steht bereits eine Miniaturausgabe des Bauwerks zum Tasten für blinde Menschen. Weiter gab den Vorschlag, eine Audio-CD zu produzieren. Dies erwies sich als zu aufwändig, außerdem sind taubblinde Menschen dann wieder ausgeschlossen. Einen Audio-Führer für den Dom gibt es bereits. Nach vielen Treffen und Gesprächen einigte man sich auf die Form eines Buches mit Reliefs.

Die Texte geben einen kurzen Überblick über die Baugeschichte, eine Einführung in den Kirchenraum und seine Kunstwerke, auch das Leben in und um die Frauenkirche ist skizziert. Kurz und prägnant erfahren die Leserinnen und Leser von Konrad Paumann, dem ersten blinden Organisten der alten Frauenkirche (gest. 1475), dessen Grabmal sich in der Kirche befindet. Natürlich ist auch von der berühmten Legende des Teufeltritts aus der Baugeschichte zu lesen, dessen „Fußspur“ in der Vorhalle der Kirche zu finden ist. Ebenso sind das umfangreiche Geläut der Frauenkirche und die Kirchenmusik beschrieben.

Bei den Reliefs, die von Herrn Lupperger, Mitarbeiter der Medienstelle, in mühevoller, langwieriger und geduldiger Arbeit per Hand hergestellt wurden, stehen Gesamtansichten und Kunstwerke, die nicht zugänglich sind, im Vordergrund. So z. B. das Chorbogenkreuz des



Das Dombuch

Foto: Angelika Sterr

Bildhauers Josef Henselmann von 1954, die steinerne Erlöserstatue aus der Zeit um 1320 aus dem Vorgängerbau des heutigen Doms und die von einem unbekanntem Münchner Meister um 1520 geschaffene hölzerne Madonna mit Kind.

Über zwei Jahre dauerte es von der Planung bis zur Ausführung mit vielen Korrekturen und technisch bedingter Pausen, weil die Arbeit nebenbei, aber mit umso mehr Engagement geleistet wurde. Das Dombuch wird verkauft in der Dombuchhandlung und ist auch am Bücherstand im Dom selbst zu erwerben. Man kann es auch bestellen bei der Seelsorge für blinde und sehbehinderte Menschen, Unsöldstr. 13, 80538 München, Tel: 089/2156-8001, blindenseelsorge@eomuc.de. Der Preis beträgt 20,- Euro (+ Versand).

Kontakt: [ASterr@eomuc.de](mailto:ASterr@eomuc.de)

*\*Angelika Sterr ist Diözesanseelsorgerin für blinde und sehbehinderte Menschen im Erzbistum München und Freising.*

## Exerzitien im Alltag für blinde und sehbehinderte auf DAISY-CD

Im Erzbistum München und Freising gibt es eine lange Tradition der Exerzitien im Alltag. Unter dem Titel „Das Leben ins Gebet nehmen“ sind für die Fastenzeit 2012 ökumenische Exerzitien vorgesehen. In einem Zeitraum von vier Wochen treffen sich die Teilnehmenden fünfmal zu Einführungs- und Begleitabenden und nehmen sich täglich zu Hause Zeit für die angebotenen Übungen. Ein guter Anlass für die Blinden- und Sehbehindertenseelsorger beider Konfessionen, diesmal eine DAISY-CD (MP3-Format) mit den

Teilnehmerunterlagen zu besprechen. Damit soll ermöglicht werden, dass blinde und sehbehinderte Menschen in ihren Heimatgemeinden barrierefrei an diesem intensiven geistlichen Angebot teilnehmen können. Gleichzeitig bieten die kath. Seelsorgerin Angelika Sterr und der evangelische Pfarrer Peter Kocher in München ein eigenes Gruppenangebot für blinde und sehbehinderte Personen mit ihren Begleitern an. Wir stellen das Material auch gerne anderen Bistümern bzw. Evangelischen Landeskirchen zur Verfügung. Neben den Teilnehmerunterlagen im Hörformat sind auch schriftliche Unterlagen für die Exerzitienbegleiter/-innen erhältlich.

## BUCHTIPPS

Helmut Schwalb, Georg Theunissen (Hg.)  
**Inklusion, Partizipation und Empowerment in der Behindertenarbeit**  
**Best-Practice-Beispiele: Wohnen – Leben – Arbeit – Freizeit**  
 Kohlhammer 2010, 254 Seiten, 28 Euro,  
 ISBN 978-3-17-020890-2



Mit den Themen Inklusion, Partizipation und Empowerment greifen die Herausgeber drei aktuelle Leitideen der Sonder- und Heilpädagogik auf. Im Mittelpunkt des Bandes stehen Best-Practice-Beispiele, die anhand bundesweit bedeutsamer und gelungener Projekte konkrete Umsetzungsmöglichkeiten der drei Leitideen aufzeigen. Ziel des Buches ist es also, in „leichter Zugänglichkeit“ (10) über Umsetzungsmöglichkeiten im Lichte von Inklusion, Partizipation und Empowerment zu informieren. Hierfür haben die Herausgeber eine breite Palette an Beiträgen von insgesamt 23 Autoren zusammengestellt. Ausgehend von einem einführenden Theoriekapitel werden die Lebensbereiche Wohnen und Leben, Arbeit sowie Freizeit und Erwachsenenbildung einzeln thematisiert. Den Praxisbeiträgen – je Lebensbereich sind dies zwischen vier und sechs Beispiele – ist je eine kurze theoretische Einführung vorangestellt. Der Band wird mit einem „übergreifenden“ (9 f.) theoretischen Kapitel zu „Inklusion und Empowerment durch Positive Verhaltensunterstützung“ abgeschlossen.

Mit ihrem Einführungsbeitrag „Von der Integration zur Inklusion im Sinne von Empowerment“ stecken Theunissen und Schwalb den theoretischen Rahmen für diesen praxisorientierten Band ab. In kompakter Weise werden zentrale Aspekte, Merkmale sowie Fehlentwicklungen von Integration, Inklusion sowie Empowerment

erläutert und später kritisch gewürdigt und kommentiert. Dabei wird die Interdependenz von Inklusion und Empowerment deutlich herausgearbeitet. Der Aspekt der Partizipation dahingegen, der im Titel gleichberechtigt genannt wird, erfährt bedauerlicherweise keine explizite Berücksichtigung und Verortung. Mithilfe einer starken Untergliederung des Textes gelingt es den Autoren in der Tat, den Text leicht zugänglich zu machen. So werden die zentralen Aspekte auch immer wieder anhand von Beispielen zumeist aus dem Bereich des Wohnens verdeutlicht. Hierbei und im Allgemeinen fällt eine starke Orientierung an den USA auf, die in Bezug auf die genannten Beispiele nicht evident erscheint, geht es in den praxisorientierten Beiträgen doch um bundesdeutsche Beispiele und Initiativen.

Das Themenfeld „Wohnen und Leben“ wird durch einen Beitrag Theunissens eröffnet, in dem er die Bedeutung der Deinstitutionalisierung und des Autonomie-Modells im Hinblick auf das Wohnen und Leben in der Gemeinde herausstellt. Hierbei fallen sowohl der insgesamt weite Quellenbezug als auch der durchgängig eigene Quellen betreffende Bezug auf, der den Leser/-innen eine differenzierte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema erschwert. Während die Beiträge von Kalesse, Amsink, Danes und Schwinkendorf sowie von Bradl und Küppers-Stumpe Aspekte der Dezentralisierung, Regionalisierung sowie Deinstitutionalisierung und somit die systematische Überwindung von Heimsystemen thematisieren, geht es im Beitrag von Herrmann vielmehr um die Beseitigung von Barrieren im Denken und Handeln innerhalb der Gemeinde und des Gemeinwesens. Im Mittelpunkt des Beitrages von Fietkau, Kurzenberger und Sack steht das Potenzial der Lebenshilfe-Organisationen in Baden-Württemberg, um sich in Richtung Teilhabe weiterzuentwickeln.

In das Themenfeld „Arbeit“ führt Schwalb mit einem kurzen Beitrag ein, in dem er neben zukunftsweisenden Konzepten und Maßnahmen zur Förderung der Teilhabe auf dem Allgemeinen Arbeitsmarkt vor allem die Veränderung gesellschaftlicher Einstellungen, die die Teilhabe behindern, fordert. Die Praxisbeiträge ermöglichen wiederum einen guten Einblick in konkrete Umsetzungsmöglichkeiten der genannten Leitideen, hier vor allem bezüglich der Teilhabe am Arbeitsleben jenseits der WfbM. Während die Beiträge von Neukirchen, Neubrandt und Dangl jeweils Integrationsunternehmen in München, Stuttgart und Kirchzarten vorstellen, beschreibt der Beitrag von Axt die Möglichkeiten, die mit einer Virtuellen Werkstatt in Saarbrücken verbunden sind. Die Beiträge von Zobeley und Hotz nehmen die Qualifizierung in den Blick – zum einen aus Sicht der WfbM unter dem Stichwort „Integrationsmanagement“, zum anderen aus Sicht der Förderschule im Hinblick auf das Erlangen der Arbeitsplatzreife.

Dem dritten Themenbereich „Freizeit“ liegt ein längerer Einführungsbeitrag von Markowetz zugrunde, der neben Freizeit auch die Erwachsenenbildung und deren Organisationsformen implizit in den Blick nimmt. Ausgehend von dem Konzept der Lebenszeit nach Opaschowski entfaltet Markowetz die Bedeutung von Freizeit für den Menschen und zeigt Erschwernisse bei der Realisierung von Freizeitbedürfnissen im Hinblick auf Menschen mit geistiger Behinderung auf. In diesem Zusammenhang wird Freizeitassistenz als Maßnahme benannt, um diesen Einschränkungen adäquat zu begegnen. Darüber hinaus fordert er im Hinblick auf eine inklusive Gesellschaft die verstärkte Beachtung und Aufwertung des Bereiches Freizeit sowie dessen weitergehende Professionalisierung. Die Praxisbeiträge thematisieren Freizeit- und Bildungsangebote gleichermaßen. Während Fertig und Goldbach exemplarisch integrative/inklusive Freizeitgestaltungsmöglichkeiten aufzeigen, verdeutlicht Duda die lange Tradition der Integrationsbemühungen innerhalb der Deutschen Pfadfinderschaft St. Georg. Der dieses Kapitel abschließende Beitrag von Galle-Bammes nimmt primär die Erwachsenenbildung und deren Bemühungen um inklusive Angebote unter dem Dach des Bildungszentrums Nürnberg (Volkshochschule) in den Blick.

Der Band wird durch ein Kapitel mit dem Titel „Empowerment und Inklusion durch Positive Verhaltensunterstützung“ abgeschlossen, in dem Theunissen den Aspekt von Verhaltensstörungen bei Menschen mit geistiger Behinderung thematisiert. Mit der Positiven Verhaltensunterstützung beschreibt Theunissen ein Konzept zum Umgang mit Verhaltensstörungen, das neben der Person selbst ebenso das soziale Umfeld und weitere Kontextfaktoren mit einbezieht. Dies wird anhand eines Fallbeispiels aus der US-amerikanischen Literatur verdeutlicht. Theunissen nimmt damit eine wichtige Thematik in den Blick, die häufig Bemühungen um Inklusion, Empowerment und Partizipation zu scheitern drohen lassen. Allerdings stellt sich die Frage, warum an dieser Stelle nicht auch Aspekte wie schwere geistige Behinderung bzw. hoher Unterstützungsbedarf oder schwere Beeinträchtigung im Hinblick auf Kommunikation Berücksichtigung finden. Auf diese Phänomene trifft das hohe Potenzial des Scheiterns in gleicher Weise zu. Somit passt dieses letzte Kapitel nicht ganz in die sonst schlüssige Konzeption des Buches.

Schwalb und Theunissen haben mit diesem Best-Practice-Buch ein Stück Neuland beschritten, das aufgrund der engen Verknüpfung von Theorie und Praxis sowie durch die beeindruckenden Best-Practice-Beispiele bei Praktiker/-innen, aber auch bei Studierenden und Wissenschaftler/-innen auf hohes Interesse stoßen dürfte.

*Dr. Wolfgang Dworschak*

*Dieser Beitrag erschien zuerst in Teilhabe, Fachzeitschrift der Lebenshilfe, 3/10.*

**Christian Mulia**

**Kirchliche Altenbildung. Herausforderungen – Perspektiven – Konsequenzen**

Kohlhammer 2011, 1. Aufl., 39,80 Euro

ISBN 13: 978-3-17-021494-1



Dieses Buch zur Altenbildung, eine Dissertation aus der Reihe „Praktische Theologie heute“, ist eine Bereicherung für Theolog/-innen, Gerontolog/-innen, Geragog/-innen, Pädagog/-innen und Altenbildner/-innen, die ein Interesse an Theorie und Praxis ihrer Arbeit haben und über den eigenen „Fachkirchturm“ hinausschauen möchten. Wer in der kirchlichen Altenbildung tätig ist, findet Anregungen, über die pastoraltheologische Dimension seiner Arbeit nachzudenken; für Hauptamtliche aus der Pastoral ist es wichtig im Blick auf ihre pädagogischen Kompetenzen. Man wird zum Gespräch miteinander angeregt, zum Entwickeln von Ideen, zum Perspektivwechsel und zur Reflexion der eigenen Arbeit. Insofern wird das Buch auch seinem Untertitel „Herausforderungen – Perspektiven – Konsequenzen“ gerecht.

Christian Mulia lädt, zwischen „Methusalem-Komplott“ und „Altersrevolution“, die Kirchen dazu ein, den Herausforderungen des gesellschaftlichen Wandels zu begegnen. Die „Studie 50+ – Wie die jungen Alten die Gesellschaft revolutionieren“ (von Thomas Otten, 2008 erschienen) dient ihm dabei als Beleg und Illustration der von ihm formulierten Herausforderungen an die kirchliche Altenbildung. Ähnlich wie diese Studie setzt auch Mulia auf die Gestaltungsfähigkeiten und -möglichkeiten der „jungen Alten“, etwa in dem, was die alt werdende 68er-Generation an Fragen, Kompetenzen und Biografien mitbringt. Er denkt manches in Gerontologie, Geragogik, Theologie und Pädagogik bereits Gedachte weiter und bezieht die unterschiedlichen Perspektiven aufeinander, ohne die Blickwinkel allerdings einfach zu vermischen. In diesem Sinne ist die Studie ein gelungenes Beispiel für interdisziplinäres Arbeiten. Aus seiner eigenen Biografie und Position als Mitglied der evangelischen Kirche und als evan-

gelischer Theologe entwickelt er Denkanstöße und Ermutigung für die kirchliche Altenbildung. Dabei zitiert er, neben den evangelischen Stimmen und Ansätzen, wohl-tuend selbstverständlich auch katholische. Aus dieser Selbstverständlichkeit und Offenheit heraus wären weitere Schritte in Richtung einer ökumenisch gestalteten Altenbildung denkbar und wünschenswert.

Folgende Themen behandelt Christian Mulia kompakt und grundlegend: Alter(n) aus soziologischer und kulturgeschichtlicher Sicht/Alter(n) und alte Menschen in der Bibel/Philosophische und theologische Anthropologie im Angesicht des Alters/Geragogik und kirchliche Altenbildung/Ansätze der kirchlichen Altenarbeit/ Religiosität im Alter/Sinnfelder des Alters/Konsequenzen für die kirchliche Altenbildung der Zukunft. Als Kernstück kann man das Kapitel über die Sinnfelder betrachten, und zwar in mehrfacher Hinsicht, was hier an drei Stichworten erläutert werden soll.

Interdisziplinär: Es stellt zunächst gerontologisch-geragogische Ansätze, human- und sozialwissenschaftliche und theologische Perspektiven dar. Diese werden dann miteinander verschränkt und an der Praxis erläutert. Beispiele sind „Zeitschreiber“ (in Seminaren wird die eigene Lebensgeschichte aufgeschrieben, später werden diese Texte dann in verschiedenen Kreisen vorgestellt und diskutiert), „Schwungfeder“ (Menschen nach der Erwerbsarbeit und der Familienphase werden im Sinne des Empowerment-Ansatzes Hilfen zur Neuorientierung und Anregungen gegeben, den eigenen Wünschen und Kompetenzen auf die Spur zu kommen), „Kulturführer-schein“ (Senioren können schöpferische Fähigkeiten entdecken und entwickeln, das kulturelle Leben der Stadt erkunden, kulturelle Veranstaltungen für andere organisieren und so auch anderen Kultur näherbringen), „Evangelisches Bildungszentrum für die zweite Lebenshälfte“ (in dem Bildungs- und Wohlfühlangebote und Wegbegleitung für Menschen in der zweiten Lebenshälfte angeboten werden). In einem letzten Schritt werden daraus Schlussfolgerungen und (neue) Perspektiven entwickelt. Beispiele für die kreative Verschränkung von Perspektiven sind die aufeinander bezogenen Themen »Produktivität, freiwilliges Engagement und Zivilgesellschaft«, »Berufung zum allgemeinen, gegenseitigen und gemeinsamen Priestertum« (im 3. Kapitel) und das »Künstlertum aller Getauften« im Kapitel »Kultur, Kunst und Ästhetik«.

Verschränkung von Theorie und Praxis: Die dargestellten und reflektierten Praxisbeispiele eignen sich gut dazu, die theoretischen Überlegungen zu überprüfen. Die Ausschnitte aus Interviews mit Akteuren der vorgestellten Projekte bringen immer wieder einen erfrischenden Realitäts- und Alltagsbezug in die umfangreichen konzeptionellen Überlegungen. Die theoretischen Überlegungen hinterfragen die aktuelle Praxis. Es entwickelt sich eine produktive Spannung zwischen zukunftsweisenden, fast schon visionären Überlegungen auf der einen Seite und dem Wahr- und Ernstnehmen der aktuellen Realität andererseits.

Profilbildung: Voraussetzung und Ergebnis einer Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Perspektiven ist eine eigene profilierte Position und ein „gesundes Selbstbewusstsein“, dass diese eigene Position in den Dialog mit anderen etwas einzubringen hat.

Das Neue dieser Studie ist nicht die Zusammenstellung bekannter Ansätze in den unterschiedlichen Perspektiven, sondern die konsequente Verschränkung dieser Ansätze und Perspektiven mit dem Ziel, ein „Grundangebot einer milieusensiblen und polyperspektivischen kirchlichen Altenbildung“ zu entwickeln. Nun sind auch die Milieustudien keineswegs eine Neuentdeckung im kirchlichen Raum, aber auch hier fasziniert die Konsequenz, mit der Mulia diese in die Altenbildung überträgt, aus dieser Perspektive heraus die Praxisbeispiele einordnet, reflektiert und schließlich aus alledem weiterführende Perspektiven formuliert. In dieser Studie steckt viel Arbeit – zunächst die schon vom Autoren geleistete und dann die von den Einrichtungen, Institutionen und Akteuren der kirchlichen Altenbildung noch zu investierende, wenn man sich denn auf den aufgezeigten Weg machen möchte: Kooperationen zwischen kirchlichen und nicht kirchlichen Trägern müssen auf- oder ausgebaut werden, die territoriale und die kategoriale Ebene müssen miteinander ins Gespräch kommen und im Gespräch bleiben, unterschiedliche Berufsgruppen in der Altenbildung sollten miteinander Ansätze entwickeln und umsetzen, ein kontinuierlicher Dialog zwischen evangelischen und katholischen Akteuren sollte begonnen und gepflegt werden.

An manchen Stellen ist die Studie von Mulia nicht nur nicht neu, sondern notwendige Erinnerungsarbeit im Blick auf alte, manchmal bereits vergessene Ansätze (u.a. die gemeinwesenorientierte Gemeindegarbeit), die es wiederzuentdecken gilt. In diesem Sinn sind die Überlegungen von Mulia ein Stück Biografiearbeit innerhalb der kirchlichen Altenarbeit. Im Fokus der Überlegungen stehen die Menschen im „dritten Alter“, also die Menschen, die nach der Familien- und Erwerbsarbeitsphase neue Wege entdecken und ausprobieren möchten. Leider taucht dabei der Aspekt der intergenerationellen Bildung und der Generationensolidarität nur am Rande auf. Die im letzten, leider recht kurzen Kapitel formulierten Konsequenzen zur Kooperation und Qualifikation kirchlicher Berufe in der Altenbildung sind ein Plädoyer für theologisch-geragogische Mitarbeiter/-innen. Neue kirchliche Berufe wie der evangelische Gemeindepädagoge oder die katholische Pastoralgeragogin sind noch Vision, aber angesichts der Herausforderungen, die der demografische Wandel für Gesellschaft und Kirche in den kommenden Jahrzehnten mit sich bringt, vielleicht und hoffentlich eines Tages Realität.

*Peter Bromkamp*

*Dieser Beitrag erschien zuerst in Ausgabe 4/2011 der Zeitschrift EB Erwachsenen Bildung.*

Bischöfliches Ordinariat Würzburg und Caritasverband für die Diözese Würzburg (Hg.)

**Katalog: Nimm Platz**

**Kunstaktion der Diözese Würzburg für eine inklusive Kirche und Gesellschaft**

Würzburg, 2011

Download unter:

[www.nimm-platz.bistum-wuerzburg.de](http://www.nimm-platz.bistum-wuerzburg.de)



Wie kann man Menschen für die Belange und Rechte von Menschen mit Behinderung sensibilisieren, fragten sich einige Verantwortliche aus dem Bereich Behindertenseelsorge der Diözese Würzburg und Behindertenhilfe und Psychiatrie des Diözesan-Caritasverbandes im Frühjahr 2010. Die Antwort war: Wir machen eine Kunstaktion für Menschen mit Behinderung. Denn Kunst lädt den Betrachter ein, sich Gedanken zu machen, neue Perspektiven einzunehmen und die Botschaft des Kunstwerks zu entschlüsseln. Und in der Kunst fallen auch die Grenzen zwischen „normal“ und „behindert“.

Konkret luden der Bereich Behindertenseelsorge der Diözese Würzburg und Behindertenhilfe und Psychiatrie des Diözesan-Caritasverbandes Menschen mit Behinderung ein, aus einem Holzstuhl ein Kunstwerk zu machen. Die ganze Aktion nannten sie „Nimm Platz – für eine inklusive Gesellschaft“. Die nichtbehinderten Betrachter sollen mittels der künstlerisch verwandelten Stühle „Platz nehmen“ und die Sicht der Künstler mit Behinderung einnehmen: Wie sehen diese ihren Platz in der Gesellschaft oder wie wünschen sie sich ihn? Wo gelingt Teilhabe und gleichberechtigtes Miteinander schon, wo ist die inklusive Gesellschaft bislang nur ein Traum? Der Katalog dokumentiert die gelungene Kunstaktion auf 88 Seiten.

Als Schirmherren und Schirmdame stellten sich der Würzburger Bischof Dr. Friedhelm Hofmann, Sebastian Schäfer, Mitglied der Deutschen Blindenfußball-Nationalmannschaft, sowie die bayerische Landtagspräsidentin Barbara Stamm zur Verfügung. Bereits die erste öf-

fentliche Vorstellung der Aktion am 5. Oktober 2010 erzeugte ein ungeahntes Medieninteresse und gab einen Vorgeschmack darauf, was das kommende Jahr bringen würde. Dass sich in den Folgewochen aber viele Dutzende Gruppen mit über fünfhundert Teilnehmern aus Unterfranken meldeten und fast einhundert Stühle gestalten wollten, hat alle Erwartungen übertroffen.

Von der Ausgabe der Stühle am 9. Februar 2011, zu der einige hundert Gruppenvertreter in das Museum am Dom gekommen waren, hatten die Gruppen fünf Monate Zeit, ihre Objekte zu gestalten. Alle haben sich intensiv mit dem Thema Inklusion auseinandergesetzt, egal, ob es ein Kindergarten, eine Förderstätte, eine Berufsschule, eine Selbsthilfegruppe oder eine Werkstatt für Menschen mit Behinderung war. Einen Grundgedanken aber hatten alle gleich: Wir gehören dazu, wir sind ein Teil der Gesellschaft und lassen uns nicht an den Rand schieben.

Einige Stühle wurden nur von einer Person gestaltet, an anderen waren über dreißig beteiligt. Nicht selten zog sich die Gestaltung der Stühle über Monate hin. So bunt die Gruppen und Ideen, so vielfältig die Stühle. Einige waren kunterbunt beklebt und bemalt, viele umgestaltet bis hin zum Mehrfachen ihres Volumens und Gewichts. Nicht immer war die ursprüngliche Form und Farbe noch zu erkennen. Köpfe, Arme, Füße, Hände, Tiergestalten, Flügel, Blumen, bunte Farben, Steine aber auch Lampen, Zahnräder, Stoffe, Schrauben und sogar Stacheldraht machten aus den ehemals unscheinbaren Serien-Möbelstücken Unikate und moderne Kunst. Teile wurden abgesägt, andere angebaut. Eine Gruppe machte gar aus ihrem Stuhl elf neue. Bei der Rückgabe der Stühle am 19. Juli 2011 im Würzburger Dom ahnten die Verantwortlichen erstmals in vollem Ausmaß, was auf sie zukam. Und sie waren begeistert. Es wurde ein rauschendes Fest der Farben und Phantasien. 94 Stühle, jeder eine Unikat, jeder war es wert, in die Ausstellung zu gelangen. Diese Zahl auf dreißig zu reduzieren, war ein Akt der Grausamkeit. Doch es ist logistisch unmöglich, alle Stühle in eine mehrmonatige Wanderausstellung einzubinden, die in Kirchen, Rathaus- oder Bankfoyers, in Behörden oder im Bayerischen Landtag präsentiert wird. Schon dreißig stellen eine Herausforderung an die Logistik und die zur Verfügung stehenden Ausstellungsorte dar. Doch um jeden Stuhl, der aussortiert wurde, tat es den Verantwortlichen leid.

Ihnen war schnell klar, dass sie damit jeder Gruppe Unrecht tun würden. Daher entschlossen sie sich, in den Katalog alle Stühle aufzunehmen, um sie so zu dokumentieren. Die Begleittexte zu den Ausstellungstücken sind Zitate der Dokumentationen, die die Künstlergruppen geschickt hatten. Alle Stühle haben einen Namen bekommen, der in vielen Fällen das sehr persönliche Verhältnis widerspiegelt, das die Gruppen zu ihren Kunstobjekten entwickelt haben. Zehn der ausgestellten Stühle prämierte der Caritasverband für die Diözese Würzburg e.V. bei der ersten Präsentation im Museum am Dom am 25. September 2011 mit dem Vinzenzpreis.

**Gabriele Göhring-Lange**  
**Selbstbestimmte Teilhabe von der Theorie zur**  
**Umsetzung in der Praxis**

Lambertus 2011

1. Auflage, 9,90 Euro, ISBN 978-3-7841-2037-9



Was ist unter dem Konzept der selbstbestimmten Teilhabe zu verstehen? Welche Konsequenzen ergeben sich daraus? Wie wird in der Caritas selbstbestimmte Teilhabe definiert und umgesetzt? Zahlreiche Praxisbeispiele und Reflexionsanstöße geben Anregungen zur Förderung selbstbestimmter Teilhabe. Zudem wird die praktische Umsetzung mithilfe der Erfahrungen aus der dreijährigen Teilhabeinitiative der Caritas erläutert.

**Reinhilde Stöppler, Meindert Haveman**  
**„Spielen will gelernt sein!“**  
**Spiele für Menschen mit geistiger Behinderung**  
 Verlag Modernes Lernen, 2009,  
 1. Aufl., 19,80 Euro, ISBN: 978-3-8080-0644-3



Die Relevanz des Spiels für die Entwicklung von Kindern mit und ohne Beeinträchtigungen ist hinreichend bekannt. Im Spiel werden kognitive, motorische, soziale und emotionale Kompetenzen gefördert; darüber hinaus können die angeführten Dimensionen durch das Spiel eingeschätzt und weitere Entwicklungsschritte angeregt werden: Spiel fördert, indem es fordert.

Ein großer Teil der aktuellen und beliebten Gesellschaftsspiele ist für Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit geistiger Behinderung aufgrund der Komplexität des Regelwerkes, der Terminologie, der kognitiven und auch motorischen Anforderungen zu anspruchsvoll. Viele Gesell-

schaftsspiele sind jedoch modifizierbar, so dass sie auch für den angesprochenen Personenkreis spielbar sind und ohne dass die zugrunde liegende Spielidee verloren geht. Das Buch soll einen Beitrag zur pädagogischen Förderung durch das Spiel, aber auch zur Freizeitgestaltung von Menschen mit geistiger Behinderung leisten. Zum einen werden Grundlagen wie Theorien des Spiels, Spielformen, -funktionen, zum anderen Besonderheiten in Spielentwicklung und -verhalten von Kindern mit geistiger Behinderung erörtert. Des Weiteren werden neben neuen Spielen Anregungen zur Modifikation unterschiedlicher Spiele und praktische, in integrativen und sonderpädagogischen Einrichtungen erprobte, Umsetzungsbeispiele vorgestellt.

Die dargestellten Praxisbeispiele haben unterschiedliche Anspruchsniveaus und Akzentsetzungen, sie sind vielfältig und variabel einsetzbar, sowohl im schulischen als auch im außerschulischen Bereich sowie in der Freizeitgestaltung. Das Buch richtet sich an alle Spielbegeisterten, die in der Bildung und Begleitung von Menschen mit geistiger Behinderung tätig sind.

Prof. Dr. Reinhilde Stöppler lehrt am Institut für Heil- und Sonderpädagogik der Justus-Liebig-Universität Gießen. Prof. Dr. Meindert Haveman lehrt an der Fakultät Rehabilitationswissenschaften der Technischen Hochschule Dortmund.

**Volker Herrmann, Ralf Hoburg, Ralf Evers,**  
**Renate Zitt (Hrsg.)**  
**Theologie und Soziale Wirklichkeit. Grundbegriffe**  
 Kohlhammer, 2011

1. Aufl., 28,90 Euro, ISBN: 978-3-17-020871-1



Jeder der 27 Begriffe bzw. Beiträge dieses Bandes beginnt mit einem Schlaglicht auf eine konkrete Situation bzw. ein konkretes Problem. Es folgt eine Ausleuchtung des Begriffs, d. h. eine sozialwissenschaftliche wie theologische Bestimmung der Struktur und Komplexität des Themas. Die daran anschließende Fokussierung ausgewählter Fragestellungen macht exemplarisch auch die Differenzen sozialwissenschaftlicher und theologischer Sichtweisen sichtbar. Die einzelnen Begriffe: Armut, Ausgrenzung, Barmherzigkeit, Bildung/Erziehung, Familie, Fremdheit, Gender, Generationen, Gerechtigkeit, Gesellschaft, Institution/Organisation, Kommunikation, Kultur, Leben/Tod, Menschenbilder, Normen, Partizipation, Professionalität, Religion, Rituale, Schuld/Sünde, Sinn, Sozialraum, Subjekt, Verantwortung, Wirtschaft, Zeit/Raum.

Landesstelle der Katholischen Landjugend Bayerns (Hg.)

**Voll normal!**

**Infos und Tipps zum Thema Menschen mit Behinderung**

Werkbrief für die Landjugend 2010

1. Aufl., 6 Euro, ISBN: 978-3-936459-34-0

Bestellung möglich unter [www.landjugendshop.de](http://www.landjugendshop.de)



Im März 2009 trat die so genannte Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen in Kraft. In dieser werden die Menschenrechte, wie sie in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte aus dem Jahr 1948 niedergelegt sind, explizit für Menschen mit Behinderung ausbuchstabiert. Sie will Antwort darauf geben, was es bedeutet, dass auch Menschen mit Behinderung Würde und das Recht auf freie Entfaltung zukommt.

In diesem Werkbrief soll deshalb gezeigt werden:

- Was ist eigentlich mit dem Begriff „Behinderung“ gemeint?
- Was sagt die Kirche zu Menschen mit Behinderung?
- Wie sieht das Leben von Menschen mit Behinderung aus? Mit welchem Problemen haben sie zu kämpfen?
- Wie gehen KLJB und Menschen mit Behinderung zusammen?

Wie gewohnt liefert der Werkbrief eine ausgewogene Mischung von Theorie und Praxis. Jedes Kapitel beinhaltet neben theoretischen Texten auch Methoden für den praktischen Einsatz. Die Deckblätter der einzelnen Kapitel wurden vom an Multipler Sklerose erkrankten Karikaturisten Philipp Hubbe gezeichnet.

## ANGEMERKT

### Fotoprojekt mit Menschen aus der St.-Laurentius-Werkstätte in Hagen „Perspektiv-Wechsel“

Die Fotos von Menschen in ihrem Berufsalltag und bei ihrer Freizeitbeschäftigung aus diesem Heft sind – soweit nicht anders bezeichnet – der Fotoausstellung „Perspektiv-Wechsel“ mit Menschen aus der St.-Laurentius-Werkstätte in Hagen entnommen. Hier trafen sich die Projektteilnehmer und entwickelten gemeinsam mit dem Fotografen Christof Becker und den Studierenden des Fachgebietes Design Ideen für eine Fotoporträtserie. Jeder Teilnehmer des Projektes stellte in zwei Fotografien zunächst sein Leben in der Werkstatt und schließlich sein Leben nach der Arbeit, in seiner freien Zeit, dar.

Wie sieht mein Berufsalltag aus? Welche Arbeitskollegen sind mir besonders wichtig? Welche festen Rituale gehören zu meiner Arbeit? Wie sieht mein Leben zu Hause bei der Familie oder im Wohnheim aus? Anhand solcher Fragen wurde den Menschen in der Werkstatt Gelegenheit gegeben, mehr von sich und ihrer Arbeit zu zeigen. Schnell wurde deutlich: Hier, in der Werkstatt, wird keine stupide Arbeit verrichtet. Hier arbeiten Menschen in

qualifizierten Arbeitsbereichen, und die haben eine Menge zu erzählen.

Wir danken allen Beteiligten herzlich für die Genehmigung, die Fotos in diesem Heft nochmals zu veröffentlichen. Nähere Informationen zur Ausstellung gibt es online unter [www.perspektivwechsel-hagen.de](http://www.perspektivwechsel-hagen.de) oder bei Meinhard Wirth, Tel. 02331 /3588-12, E-Mail: [m.wirth@caritas-hagen.de](mailto:m.wirth@caritas-hagen.de)

Außerdem dankt die Redaktion von „Behinderung und Pastoral“ dem Atelier Goldstein für den wertvollen



Hinweis, Fotos von Menschen mit Behinderung immer mit dem entsprechenden Namen der abgebildeten Person zusammen zu veröffentlichen. Das ist gut und richtig so, wir versuchen das in Zukunft – wenn möglich – immer so zu halten.

## TERMINE

### Termine der Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

- **Gemeinsame Fachtagung Behindertenpastoral, 19.–22. März 2012, Würzburg**
- **Jahreskonferenz Behindertenpastoral, 22./23. März 2012, Würzburg**
- **Fachtagung Sehgeschädigtenpastoral, 29.–31. Januar 2013, Osnabrück**
- **Fachtagung Hörgeschädigtenpastoral, 19.–21. Februar 2013, Bad Honnef**
- **Fachtagung Pastoral für Menschen mit geistiger Behinderung, 11.–13. März 2013, Trier oder Fulda**
- **Fachtagung Pastoral für Menschen mit psychischer Erkrankung und Behinderung, 16.–18. April 2013, Münster**
- **Jahreskonferenz Behindertenpastoral, 12./13. Juni 2013, Köln**
- **Gemeinsame Fachtagung Behindertenpastoral, 31. März–03. April 2014, Bad Honnef**
- **Jahreskonferenz Behindertenpastoral 03./04. April 2014, Bad Honnef**

### Termine anderer Träger und Kooperationspartner

- **Kongress „Behinderung – Theologie – Kirche“ am 08./09. März 2012 in Heidelberg; siehe Ankündigung auf Seite 45 und den beigelegten Flyer**
- **Fachtagung des Ausschusses Pastoral im CBP e.V., 17.–19. April 2012, Augsburg; siehe auch den beigelegten Flyer**
- **Integratives Bühnenprogramm „Be-hindert oder ge-hindert?“, 23. März 2012, 19:45 Uhr, Köln, Nähere Informationen: [www.seelsorge-und-begegnung.de](http://www.seelsorge-und-begegnung.de)**
- **79. Deutscher Fürsorgetag, „Ohne Bildung keine Teilhabe – Von der frühen Kindheit bis ins hohe Alter“, 8.–10. Mai 2012 im Hannover Congress Center, nähere Informationen unter: [www.deutscher-fuersorgetag.de](http://www.deutscher-fuersorgetag.de)**

#### Impressum

**Herausgeber:** Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

**Redaktion:** Elke Muma, Stefanie Wulff (Redaktionsleitung), Simone Bell-D'Avis (V.i.S.d.P.)

**Geschäftsstelle:** Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

Marzellenstraße 21, 50668 Köln

Telefon: 0221/27 22 09 00

Fax: 0221/16 42 71 01

E-Mail: [bup@behindertenpastoral-dbk.de](mailto:bup@behindertenpastoral-dbk.de)

[www.behindertenpastoral-dbk.de](http://www.behindertenpastoral-dbk.de)

**Ausgabe:** 17/2012; 9. Jahrgang

**Bezug:** über die Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

**Titelbilder:** Christof Becker (alle Umschlagseiten). Auf dem Umschlag abgebildet sind Heiko Liebold (Hobbys: Züge, Lokomotiven und Straßenbahnen) und Jutta Krupp (Hobbys: Sticken, Handarbeit, Malen, Lesen, Kochen und Tanzen).

**Druck:** Zimmermann Druck und Medien, Köln

**Alle Artikel im Internet unter:** [www.behindertenpastoral-dbk.de](http://www.behindertenpastoral-dbk.de)

Themenschwerpunkt des nächsten Hefts: Behinderung und Kirche

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 15. Mai 2012

## INTERVIEW

### DAS LETZTE WORT HAT ...

**Jutta Krupp (Jahrgang 1958). Sie arbeitet in der St.-Laurentius-Werkstätte in Hagen und hat bei dem Fotoprojekt „Perspektiv-Wechsel“ mitgemacht. Aus dem Projekt stammen viele der Fotos in dieser Ausgabe von „Behinderung und Pastoral“.**

**Wie geht es Ihnen im Moment?**

**Wie ist Ihre Stimmung?**

Mir geht es im Moment sehr gut. Ich lache viel und unterhalte mich gerne mit meinen Kollegen.

**Was wünschen Sie sich von den Menschen in Deutschland?**

Ich wünsche mir, dass die Schulkinder im Bus uns so nehmen, wie wir sind, und nicht mehr lachen.

**In Ihrem Leben gab es bestimmt gute Zeiten und schwere Zeiten.**

**Welche Zeit war die schwerste?**

Die schwerste Zeit war die bevorstehende OP an meiner Schilddrüse.

**Was tun Sie in ihrer Freizeit, wenn Sie keine Termine haben?**

Ich gehe gerne in die Stadt zum Bummeln. Ich verbringe gerne das Wochenende auf dem Campingplatz, an meinem Wohnwagen. Dort fühle ich mich wie im „7ten Himmel“ !

**Sie haben in Ihrem Leben bestimmt schon viel erlebt.**

**Welche Erlebnisse waren besonders wichtig für Sie?**

Für mich war es sehr wichtig, dass ich geheiratet habe. Es war ein sehr schönes Erlebnis.



Jutta Krupp

Foto: Christof Becker

**Wie wichtig sind Ihnen andere Menschen?**

**Warum sind Sie Ihnen wichtig?**

Andere Menschen sind mir sehr wichtig, weil ich mit ihnen reden kann und mit Problemen nicht alleine bin.

**Wenn Sie traurig sind: Was oder wer tröstet Sie?**

Wenn ich in der Werkstatt traurig bin, rede ich mit meiner Gruppenleitung oder gehe zum Sozialen Dienst.

**Stellen Sie sich vor: Ihr Glaube an Gott hat eine Farbe.**

**Welche Farbe ist es?**

Ich stelle mir vor, Gott trägt ein weißes Gewand.

**Denken Sie an die Zukunft: Was fällt Ihnen ein?**

Wenn ich später mal nicht mehr arbeite, wünsche ich mir ein schönes Leben. Ich möchte gerne viel reisen und Dinge tun, zu denen ich jetzt nicht komme. Am Wohnwagen gemütlich machen.

## „Behinderung & Pastoral“ für Menschen mit SehSchädigung

**Im Internet:**

[www.behindertenpastoral-dbk.de](http://www.behindertenpastoral-dbk.de)

Hier finden Sie unter der Rubrik „Publikationen“ die Zeitschrift sowohl als PDF-Datei als auch als einfaches Word-Dokument, in dem keine Bilder vorhanden sind.

**Als Hörkassette:** Die neue Ausgabe der Zeitschrift ist auch als Hörkassette erhältlich.

**Die Ausleihadresse: Deutsche Katholische Blindenbücherei**

Graurheindorfer Str. 151a, 53117 Bonn, Tel.: 0228/559490, Fax: 0228/5594919





**17** / Februar 12

### **Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz**

Marzellenstraße 32, 50668 Köln, Tel. 0221/27 22 09 00, Fax 0221/16 42 71 01, Email: [bup@behindertenpastoral-dbk.de](mailto:bup@behindertenpastoral-dbk.de)  
[www.behindertenpastoral-dbk.de](http://www.behindertenpastoral-dbk.de)

